

Stefan Scholl

Für eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus

Ein programmatischer Forschungsüberblick

Angesichts einer bis in die 1930er-Jahre selbst zurückreichenden Tradition, die sprachlichen Merkmale des Nationalsozialismus zu untersuchen, scheint es auf den ersten Blick verwunderlich, erneut für eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte dieser Zeit zu plädieren. Und doch ist ein solches Plädoyer gerade aufgrund der Tatsache einer solch langen und reichhaltigen Forschungshistorie notwendig.¹ Denn bei der Analyse des Nationalsozialismus gilt es wie bei jedem anderen historischen Gegenstand, überkommene Deutungsmuster ständig auf der Basis neuer Erkenntnisse zu prüfen und gegebenenfalls zu modifizieren. Schließlich dient eine Durchsicht bisheriger Forschungen zur Sprachgeschichte des Nationalsozialismus auch dazu, deren Befunde systematisch zu ordnen. Dies erscheint umso wichtiger, als die hier zu behandelnde Thematik genau an der Schnittstelle von Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft liegt, die mit ihren jeweiligen disziplinären Perspektiven mitunter durchaus unterschiedliche Erkenntnisinteressen ausgeprägt haben.²

So ist es auf den zweiten Blick nicht mehr ganz so verwunderlich, dass bislang noch keine zufriedenstellende Gesamtdarstellung der sprachlichen Verhältnisse in der Zeit des Nationalsozialismus vorliegt, die sowohl dem Anspruch linguistisch differenzierter und angemessen belegter Analyse als auch historischer Erklärungskraft gerecht wird. Auch der jüngste Entwurf einer »Sprache unterm Hakenkreuz« als einer »andere[n] Geschichte des Nationalsozialismus« von Horst Dieter Schlosser konnte diesen nicht einlösen, wie bereits von mehreren Rezensenten angemerkt wurde.³ Zu sehr bleibt er insgesamt befangen

-
- 1 Vgl. *Heidrun Kämper*, Sprachliche Sozialgeschichte 1933 bis 1945 – ein Projektkonzept, in: *dies./Britt-Marie Schuster* (Hrsg.), Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus (Sprache – Politik – Geschichte, Bd. 24), Hempfen Verlag, Bremen 2018, 267 S., geb., 39,00 €, S. 9–25, hier: S. 10, die anmerkt, »dass diese Epoche einerseits ausgeforscht, andererseits ein weißer Fleck der Sprachgeschichte ist«. Der Verfasser dieses Beitrags ist Mitarbeiter des DFG-geförderten Projekts »Sprachliche Sozialgeschichte 1933–1945« am Leibniz-Institut für deutsche Sprache Mannheim unter der Leitung von Heidrun Kämper. Ein Kooperationsprojekt an der Universität Paderborn (Leitung: Britt-Marie Schuster) untersucht die Sprache des Widerstands.
 - 2 Vgl. als instruktive jüngere Forschungsüberblicke ebenfalls *Christoph Sauer*, 1933–1945, in: *Thomas Niehr/Jörg Kilian/Martin Wengeler* (Hrsg.), Handbuch Sprache und Politik in 3 Bänden, Bd. 3, Bremen 2017, S. 975–998; *Utz Maas*, Sprache in der Zeit des Nationalsozialismus, in: *Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann* u. a. (Hrsg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. 2, Berlin/New York 2008, S. 1980–1990; *Waltraud Sennebogen*, Die Gleichschaltung der Wörter. Sprache im Nationalsozialismus, in: *Dietmar Süß/Winfried Süß* (Hrsg.), Das »Dritte Reich«. Eine Einführung, München 2008, S. 165–184; *Michael Marek*, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!« Der wissenschaftliche Diskurs über das Verhältnis von Sprache und Politik im Nationalsozialismus – ein Forschungsbericht, in: AfS 30, 1990, S. 454–492.
 - 3 *Horst Dieter Schlosser*, Sprache unterm Hakenkreuz. Eine andere Geschichte des Nationalsozialismus, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2013, 423 S., geb., 40,00 €. Vgl. die Rezensionen hierzu von *Daniel Mühlendorf*, Rezension zu: Schlosser, Horst Dieter: Sprache unterm Hakenkreuz. Eine andere Geschichte des Nationalsozialismus. Köln/Weimar/Wien 2013, in: H-Soz-Kult, 27.3.2014, URL: <<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-20809>> [8.2.2019]; *Moritz Föllmer*, Linguistik des Nationalsozialismus, in: NPL 58, 2013, S. 498–499.

in der Lesart einer quasi allmächtigen und allumfassenden Manipulation der Sprache und der Sprechenden durch ›die‹ Nationalsozialisten, an vorderster Stelle deren Protagonisten Joseph Goebbels und Adolf Hitler.⁴ So landet er abschließend wieder bei dem Bild von der »Sprache des Nationalsozialismus« als »Gift«, das bereits Victor Klemperer geprägt hatte und das seitdem immer wieder zur Charakterisierung des instrumentellen Gebrauchs und der suggestiven Macht von Sprache zur Zeit des Nationalsozialismus verwendet wurde.⁵ Zu wenig werden die vielfältigen, teils widersprüchlichen, teils relativ problemlos miteinander einhergehenden Möglichkeiten sprachlicher Aneignung, Nichtbeachtung oder Verweigerung sichtbar, die während des Nationalsozialismus je nach Kommunikationskontext und -situation variieren konnten.⁶

Eine Sprachgeschichte als »Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus«⁷ müsste genau diese in den Blick nehmen, sich demnach stärker auf den Sprachgebrauch in konkreten Kommunikationssituationen fokussieren, dabei Sprache als herausragendes – wenn auch nicht einziges – Element von Kommunikation begreifen. Hierin liegt der spezifische Ertrag sprachgebrauchsorientierter Arbeiten zur NS-Forschung. Aus dieser werden in jüngerer Zeit vermehrt Plädoyers für eine konsequente Historisierung der verwendeten Begrifflichkeiten erhoben, etwa im Rahmen einer »operativen Semantik«.⁸ Da die Wirkmächtigkeit der ›Volksgemeinschaft‹ auf der diskursiven Ebene hergestellt worden und auch nur dort einer Analyse zugänglich sei, geht es – beispielsweise nach Inge Marszolek – darum, die hieran beteiligten »vielfältigen und heterogenen Kommunikationsprozesse, die auf diversen Ebenen und in unterschiedlichen Figurationen stattfanden«, zu erkunden.⁹ Dem alltäglichen Sprachgebrauch verschiedener Akteure kommt hierbei entscheidende Bedeutung zu. Denn auch wenn Gesellschaft – und hier die nationalsozialistische – keineswegs in Sprache aufgeht, hat letztere doch großen Anteil an Inklusions- und Exklusionsprozessen, macht Selbst- und Fremdwahrnehmungen ausdrückbar und ermöglicht es Individuen oder Kollektiven, sich in Diskurse einzuschreiben oder Alternativ- beziehungsweise Gegendiskurse zu entwickeln.

4 Dies wird vor allem im Fazit von *Schlosser*, *Sprache unterm Hakenkreuz*, S. 391 ff., sehr deutlich, obgleich es innerhalb des Buches auch differenziertere Passagen gibt.

5 Vgl. ebd., S. 391 und 395 ff.; *Victor Klemperer*, LTI. Notizbuch eines Philologen, Stuttgart 2018 (zuerst 1947), S. 26 und 74; *Werner Bohleber/Jörg Drews* (Hrsg.), »Gift, das du unbewußt eintrinkst...«. Der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache, Bielefeld 1991.

6 Weitere Kritikpunkte betreffen die Tatsache, dass sein Buch zur Gesamtdarstellung geraten ist, hinter der die eigentliche Sprachanalyse verblasst, wie auch das Fehlen einer methodisch-theoretischen Reflexion. Andere Aspekte seiner Analyse sind hingegen durchaus überzeugend, so etwa der Hinweis darauf, dass das Jahr 1933 keine »scharfe sprachgeschichtliche Zäsur« bedeutete (*Schlosser*, *Sprache unterm Hakenkreuz*, S. 9), oder auch seine Ausführungen zur ausgrenzenden Rolle von Sprache (ebd., S. 212 und 241).

7 *Daniel Mühlenfeld*, Was heißt und zu welchem Ende studiert man NS-Propaganda? Neuere Forschungen zur Geschichte von Medien, Kommunikation und Kultur während des ›Dritten Reiches‹, in: *AfS* 49, 2009, S. 527–559, hier: S. 559.

8 *Armin Nolzen*, Nationalsozialismus und ›Volksgemeinschaft‹. Plädoyer für eine operative Semantik, in: *Dietmar von Reeken/Malte Thießen* (Hrsg.), ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis. Neue Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort, Paderborn/München etc. 2013, S. 51–63. Vgl. auch *Habbo Knoch*, Gemeinschaften im Nationalsozialismus vor Ort, in: ebd., S. 37–50, hier: S. 40; *Janosch Steuwer*, Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹? Neuere Literatur zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus, in: *AfS* 53, 2013, S. 487–534, hier: S. 509 ff.; *ders.*, Jenseits von »Mein Kampf«. Zur Ideengeschichte des Nationalsozialismus, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 10, 2016, H. 3, S. 97–106, hier: S. 105.

9 *Inge Marszolek*, Verhandlungssache: Die ›Volksgemeinschaft‹ – eine kommunikative Figuration, in: *Reeken/Thießen*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 65–77, hier: S. 66.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, die bisherigen Forschungen zur Sprachgeschichte des Nationalsozialismus im Lichte ihres Erkenntnispotenzials für gegenwärtige historiografische Fragestellungen zu diskutieren. In einem ersten Schritt wird die Forschungsgeschichte zur Sprache *des* beziehungsweise *im* Nationalsozialismus von der frühen Nachkriegszeit bis in die 1980er-Jahre skizziert.¹⁰ Deutlich wird hier vor allem, dass in dieser Phase zwar wichtige Arbeiten entstanden sind, jedoch methodische und theoretische Begrenzungen zahlreiche blinde Flecken bestehen ließen (I.). In einem zweiten Schritt wird dargelegt, mit welchen Erkenntnisinteressen und Instrumentarien die jüngere Forschung sich auf diese blinden Flecken konzentriert und welche Ergebnisse sie zutage gefördert hat. Dabei sollen vor allem diejenigen Aspekte benannt werden, die nach Ansicht des Verfassers bei einer noch zu schreibenden Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus zu beachten sind. Es handelt sich konkret um eine Ausweitung der Perspektive in Richtung unterschiedlicher Kommunikationssituationen und heterogener Akteurskonstellationen, um Sprachgebräuche unter den Diskursbedingungen des Nationalsozialismus angemessen beschreiben zu können (II.).

I. EINE ABGESCHLOSSENE DEBATTE? VON DER ›SPRACHE DES NATIONALSOZIALISMUS‹ ZUR ›SPRACHE IM NATIONALSOZIALISMUS‹

Bereits während der nationalsozialistischen Herrschaft beschäftigten sich Zeitgenossen ausführlich mit deren sprachlicher Verfasstheit. NS-affine Sprachwissenschaftler wie Manfred Pechau, nationalsozialistische Propagandisten wie Franz Alfred Six oder die Mitglieder des Deutschen Sprachvereins versuchten, die Spezifika der ›neuen‹ nationalsozialistischen Sprache affirmativ herauszuarbeiten.¹¹ »Die Sprache des Nationalsozialismus«, so Pechau in seiner 1935 veröffentlichten Dissertation, »trägt [...] neben den Merkmalen des Kampfes die der modernen Propaganda. [...] Diese sich ergänzenden Gebiete [...] drücken der Art der Sprachbeeinflussung ihr typisches Gepräge auf. Sinnveränderung beibehaltener Worte des Gegners, Umformung und klangliche Anlehnung an andere Worte« prägen laut Pechau neben »Neubildungen« die »erfolgreiche« propagandistische Wirkung der »nationalsozialistischen Sprache«.¹² Sehr deutlich wird in dieser Beschreibung, aber auch in zahlreichen weiteren Beiträgen aus den 1930er-Jahren, etwa in der Zeitschrift »Muttersprache«, dass NS-Sprachwissenschaftler wie -ideologen Sprache als machtvolles Instrument zur Beeinflussung von Menschen begriffen und zudem davon überzeugt waren, dass sich ihre Ideologie in einer eigenen – eben nationalsozialistischen – Sprache ausdrücken ließ.

10 Vgl. Konrad Ehlich, »... , LTI, LQI, ... « – Von der Unschuld der Sprache und der Schuld der Sprechenden, in: Heidrun Kämper/Hartmut Schmidt (Hrsg.), Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte, Berlin/New York 1998, S. 274–303, hier: S. 279: »Die Forschungsgeschichte kann zu einem wesentlichen Teil, so scheint mir, anhand dieser Opposition [›Sprache des Faschismus‹ versus ›Sprache im Faschismus‹, S. Sch.] rekonstruiert werden«.

11 Manfred Pechau, Nationalsozialismus und deutsche Sprache, Greifswald 1935; Franz Alfred Six, Die politische Propaganda der NSDAP im Kampf um die Macht, Heidelberg 1936. Vgl. hierzu Heidrun Kämper-Jensen, Spracharbeit im Dienst des NS-Staats 1933 bis 1945, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 21, 1993, S. 150–183; Helmut Bernsmeier, Der Deutsche Sprachverein im »Dritten Reich«, in: Muttersprache 93, 1983, S. 35–58; Clemens Knobloch, Die deutsche Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus. Ein forschungsorientierter Überblick, in: Kritische Ausgabe, 2004, Nr. 12, S. 42–47, sowie Utz Maas, Sprachforschung in der Zeit des Nationalsozialismus. Verfolgung, Vertreibung, Politisierung und die inhaltliche Neuausrichtung der Sprachwissenschaft, Berlin 2016.

12 Pechau, Nationalsozialismus und deutsche Sprache, S. 10f.

Doch auch gegenüber dem NS-Regime kritisch eingestellte Sprachanalysen wurden bereits im Laufe der 1930er- und frühen 1940er-Jahre angefertigt, zumeist aus dem Exil heraus. Dabei trafen sie sich in der Einschätzung – nicht in der Bewertung! – der machtvollen Rolle der nationalsozialistischen Sprache mit derjenigen von NS-Sprachwissenschaftlern wie Pechau.¹³ Einschlägig sind beispielsweise die Beiträge von Bertolt Brecht, Ernst Bloch, Karl Kraus, Willi Münzenberg oder das 1942 von Heinz Paechter für das »Office of European Economic Research« angefertigte »Dictionary of Nazi Terms«, 1944 als »Nazi-Deutsch. A Glossary of Contemporary German Usage« veröffentlicht.¹⁴ Ebenfalls bereits während des Nationalsozialismus, aber erst nach dessen Ende in der DDR veröffentlicht, entstand das Werk von Eugen Seidel und Ingeborg Seidel-Slotty.¹⁵ Weitaus größere Aufmerksamkeit erhielten in der bundesrepublikanischen Diskussion über die Bedeutung von Sprache im Nationalsozialismus allerdings Victor Klemperers »LTI« und Dolf Sternbergers, Gerhard Storz' und Wilhelm Emanuel Süskinds »Wörterbuch des Unmenschen«.¹⁶ Während im »Wörterbuch des Unmenschen« vor allem einzelne »belastete«

13 Dies betrifft, wie Michael Marek betont hat, zum Beispiel die Annahme, dass der »Geist« des Nationalsozialismus sich in dessen Sprache spiegle, dass das NS-Regime es vermochte, wahlweise neue Wörter einzuführen oder alte Wörter mit neuer Bedeutung aufzuladen, und dass die Überzeugungskraft des Nationalsozialismus maßgeblich auf der manipulativen Macht der Sprache beruhte. Vgl. Marek, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!«, S. 464.

14 Bertolt Brecht, Über die Wiederherstellung der Wahrheit (1939), in: *ders.*, Gesammelte Werke in 20 Bänden, Bd. 20, Frankfurt am Main 1982, S. 191–198 (vgl. hierzu Heidrun Kämper, Bertolt Brecht, der Nationalsozialismus und die Sprachkritik, in: Stefan J. Schierholz (Hrsg.), Die deutsche Sprache in der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherbubim zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2001, S. 233–241); Ernst Bloch, Der Nazi und das Unsägliche (1938), in: *ders.*, Gesamtausgabe in 16 Bänden, Bd. 11: Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz, Frankfurt am Main 1970, S. 185–192; Karl Kraus, Dritte Walpurgisnacht (1933/1952), Frankfurt am Main 1989; Willi Münzenberg, Propaganda als Waffe, Paris 1937; Heinz Paechter, Nazi-Deutsch. A Glossary of Contemporary German Usage. With Appendices on Government, Military and Economic Institutions, New York 1944. Vgl. hierzu William J. Dodd, National Socialism & German Discourse. Unquiet Voices, Cham 2018, S. 71–111.

15 Eugen Seidel/Ingeborg Seidel-Slotty, Sprachwandel im Dritten Reich. Eine kritische Untersuchung faschistischer Einflüsse, Halle an der Saale 1961.

16 Klemperer, LTI; Dolf Sternberger/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, Hamburg 1957. Vgl. hierzu auch Martin Stötzel, Nazi-Verbrechen und öffentliche Sprachsensibilität. Ein Kapitel deutscher Sprachgeschichte nach 1945, in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20, 1989, S. 32–52; William J. Dodd, Die antifaschistische Sprachkritik der ersten Nachkriegszeit, aus heutiger Sicht gesehen, in: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 4, 2008, S. 257–271. Zu Klemperer vgl. Kristine Fischer-Hupe, Victor Klemperers »LTI. Notizbuch eines Philologen«: Ein Kommentar, Hildesheim/Zürich etc. 2001; Heidrun Kämper, Zeitgeschichte – Sprachgeschichte. Gedanken bei der Lektüre des Tagebuchs eines Philologen. Über die Ausgaben von Victor Klemperers Tagebuch 1933–1945, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 24, 1996, S. 328–341, hier vor allem S. 335–338; Hannes Heer (Hrsg.), Im Herzen der Finsternis. Victor Klemperer als Chronist der NS-Zeit, Berlin 1997; Sigfried Jäger, Sprache – Macht – Wissen. Victor Klemperers Beitrag zur Analyse von Sprache und Ideologie des Faschismus, in: Muttersprache 109, 1999, S. 1–18. Zum »Wörterbuch des Unmenschen« vgl. Thomas Pegelow Kaplan, Macht und Geschichte der Wörter. Dolf Sternbergers »Wörterbuch des Unmenschen« als sprachkritisches Dokument der frühen Bundesrepublik, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 8, Online-Ausgabe, 2011, H. 1, URL: <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2011/id=4637>> [8.2.2019], Druckausgabe: S. 156–160; William J. Dodd, Jedes Wort wandelt die Welt. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik, Göttingen 2007; Mark Fiedler, Sprachkritik am öffentlichen Sprachgebrauch seit 1945. Gesamtüberblick und korpusgestützte Analyse zum »Wörterbuch des Unmenschen«, Tönning/Lübeck etc. 2005.

Wörter im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, weisen Klemperers sprachanalytische Beobachtungen in seinen Tagebüchern wie auch in »LTI« weit darüber hinaus. Sie umfassen einzelne Kommunikationssituationen, alltäglichen Sprachgebrauch wie auch sehr unterschiedliche Akteursgruppen.

So verdienstvoll diese Werke sind, so problematisch war der Weg, auf den ihnen sprachwissenschaftliche Forschungen in den 1960er-Jahren folgten. Denn letztlich zeichneten sie das Bild einer sehr umfassenden und in sich geschlossenen nationalsozialistischen Sprache – eben der »LTI« –, die sich gleichsam von außen manipulativ über die Bevölkerung Deutschlands gelegt habe und deren machtvoller, ›vergiftender‹ Wirkung die Menschen quasi unbewusst unterlegen seien.¹⁷ Sprache im Nationalsozialismus zu erforschen schien gleichbedeutend mit dem Nachzeichnen eines spezifisch nationalsozialistischen Wortschatzes, dem Aufweisen nationalsozialistischer Sprachlenkungsversuche sowie dem Zusammentragen typischer propagandistischer Stilelemente. Dementsprechend konzentrierte sich ein großer Teil der frühen sprachwissenschaftlichen und -historischen Erforschung des Nationalsozialismus auf die lexikologische Untersuchung von Einzelwörtern oder Begriffen wie etwa »Sonderbehandlung«, »jüdischer Parasit« oder »Lebensraum« und auf die Zusammenstellung von Vokabularen beziehungsweise Lexika des Nationalsozialismus.¹⁸ Ebenfalls wurden zentrale Stilelemente nationalsozialistischen Sprachgebrauchs herausgearbeitet, die sich allerdings in ihren Belegen zum größten Teil auf einige wenige prominente Nationalsozialisten beziehungsweise auf die engere Herrschaftssprache stützten.¹⁹ Schließlich waren auch die nationalsozialistischen Sprachlenkungsversuche bereits früh Gegenstand sprachwissenschaftlicher Betrachtungen.²⁰

- 17 An anderen Stellen wiederum scheint es so, als betrachte Klemperer jegliche sprachliche Äußerung während des ›Dritten Reichs‹, also auch behördliche Kommunikation, politische Witze, Widerstandsäußerungen et cetera, als Bestandteil der »LTI«. Dies kommt wiederum dem hier vertretenen Ansatz einer differenzierten Analyse verschiedener Kommunikationssituationen sehr nahe.
- 18 *Joseph Wulf*, Aus dem Lexikon der Mörder. »Sonderbehandlung« und verwandte Worte in nationalsozialistischen Dokumenten, Gütersloh 1963; *Alexander Bein*, Der jüdische Parasit. Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage, in: VfZ 13, 1965, S. 121–149; *Karl Lange*, Der Terminus Lebensraum in Hitlers »Mein Kampf«, in: VfZ 13, 1965, S. 426–437; *Cornelia Berning*, Vom ›Abstammungsnachweis‹ zum ›Zuchtwart‹. Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 1964 (vorher bereits als Aufsatzserie 1960 bis 1963 in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung erschienen, als Neuauflage unter *Cornelia Schmitz-Berning*, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York 1998 und 2007). Vgl. auch die späteren Versuche von *Karl-Heinz Brackmann/Renate Birkenhauer*, NS-Deutsch. »Selbstverständliche« Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus, Straelen 1988; *Robert A. Michael/Karin Doerr*, Nazi-Deutsch/Nazi German. An English Lexicon of the Language of the Third Reich, Westport 2002.
- 19 *Sigrid Frind*, Die Sprache als Propagandainstrument des Dritten Reiches: untersucht an Hitlers »Mein Kampf« und den Kriegsjahrgängen des »Völkischen Beobachter«, Berlin 1964; *Hans Winterfeldt*, Elemente der Brutalität im nationalsozialistischen Sprachgebrauch, in: Muttersprache 75, 1964, S. 231–236; *Gerhard Lange*, Sprachreform und Sprechreform in Hitlers Reden, in: Muttersprache 78, 1968, S. 342–349; *Siegfried Bork*, Mißbrauch der Sprache. Tendenzen nationalsozialistischer Sprachregelung, Bern/München 1970; *Margareta Wedleff*, Zum Stil in Hitlers Maidreden, in: Muttersprache 80, 1970, S. 107–127; *Michael Kinne*, Untersuchungen zur superlativistischen Lexik in nationalsozialistischen und sozialistischen Texten, Bonn 1973. Aber auch der Sprachgebrauch in Konzentrationslagern wurde bereits früh als Untersuchungsobjekt entdeckt, vgl. *Hans Winterfeldt*, Die Sprache im Konzentrationslager, in: Muttersprache 78, 1968, S. 126–151.
- 20 *Rolf Glunk*, Erfolg und Mißerfolg der nationalsozialistischen Sprachlenkung, München 1966 (auch 1966/67 als Aufsatzserie in der Zeitschrift für deutsche Sprache erschienen); *Wolfgang Bergsdorf*, Die Sprache der Diktatur und ihre Wörter, in: Deutschland-Archiv 11, 1978, S. 1299–1313; *ders.*, Sprachlenkung im Nationalsozialismus, in: *Martin Greiffenhagen* (Hrsg.), Kampf um Wörter. Politische Begriffe im Meinungsstreit, München 1980, S. 65–74.

Als Ergebnis entstand das Bild einer spezifischen, abgrenzbaren, durch bewusste Lenkung und Propaganda vermittelten nationalsozialistischen Sprache, deren stilistische Charakteristika sich wie folgt beschreiben lassen: Ältere Begriffe wurden neu besetzt, neue Begriffe wurden geschaffen, Metaphern aus den Bereichen Technik, Biologie, Sport, Religion, Krieg und Kampf waren omnipräsent, ebenso Nominalstil, Abkürzungen, Superlative, Euphemismen, typisierende Singulare, Identifikationsformeln sowie Suggestivdefinitionen.²¹ Oft genannt wird zudem eine Häufung von Antinomien, Archaismen, Mystizismen sowie »poetisch-preziösen« Elementen.²²

Es ist nun unbestritten, dass sich diese sprachlichen Elemente häufig in Quellen der Jahre 1933 bis 1945 finden lassen. Sie nachgewiesen und Belegstellen für ihre Verwendung gesammelt zu haben, ist ein großes Verdienst der genannten sprachwissenschaftlichen Studien. Fraglich ist allerdings, ob diese sprachlichen Formen Kennzeichen eines *spezifisch* nationalsozialistischen Sprachgebrauchs sind, ob sie die Gesamtheit der sprachlichen Realisierungen im Nationalsozialismus umfassen und ob sie der Komplexität sprachlicher Verhältnisse während des Nationalsozialismus gerecht werden. Daran meldete eine Reihe von Sprachwissenschaftlern in den 1970er-Jahren fundamentale Zweifel an.²³ Speziell an die Adresse von Sternberger, Storz und Süskind wurde der Vorwurf gerichtet, beobachtete Entwicklungstendenzen rein aus der kulturkritischen Warte eines Sprachverfalls zu bewerten, Sprache als System eine eigene Handlungsmacht zuzusprechen und den Sprachhandlungskontext sowie generell eine sozialgeschichtliche Analyse auszublenden.²⁴ Die letzten beiden Aspekte manifestierten sich laut der Kritiker in der gängigen Konzentration auf einzelne Begriffe, die zu einer »Wörterbuchphilologie« geführt habe.²⁵ Dadurch sei der Eindruck einer monolithischen Sprache des Nationalsozialismus entstanden, die zudem relativ unvermittelt über »die Deutschen« gekommen sei. Gegen einen solchen Eindruck gelte es, die

21 Auflistung nach *Christian A. Braun*, Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik (Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik, Bd. 32), Carl-Winter-Universitätsverlag, Heidelberg 2007, XII + 587 S., brosch., 98,00 €, S. 223ff. Vgl. auch die Beschreibung bei *Peter Schlesier*, Propagandasprachliche Merkmale im Sprachgebrauch der Bevölkerung während des Dritten Reiches. Eine Untersuchung an Hand von Walter Kempowskis »Echolot«, Bremen 2007, S. 11–19, URL: <<https://elib.suub.uni-bremen.de/ip/docs/00010109.pdf>> [2.8.2019]; *Peter von Polenz*, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Berlin/Boston 1999, S. 554, sowie *Sauer*, 1933–1945, S. 996f.

22 Vgl. *Peter von Polenz*, Geschichte der deutschen Sprache, 7., völlig neu bearb. Aufl., Berlin 1970, S. 168ff.

23 Die zentralen Beiträge waren ebd., S. 164ff.; *Gerhard Voigt*, Zur Sprache des Faschismus. Ein Literaturbericht, in: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 9, 1967, S. 154–165; *ders.*, Bericht vom Ende der »Sprache des Nationalsozialismus«, in: Diskussion Deutsch 5, 1974, S. 445–464; *Wolfgang Werner Sauer*, Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933, Hamburg 1978; *Utz Maas*, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus. Versuch einer historischen Argumentationsanalyse, Opladen 1984. Prägnant auf den Punkt gebracht finden sich die Hauptargumente auch bei *Marek*, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!«.

24 Die Beiträge sind größtenteils abgedr. in: *Dolf Sternberger/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind*, Aus dem Wörterbuch des Unmenschlichen, neue, erw. Ausg. mit Zeugnissen des Streits über Sprachkritik, Hamburg/Düsseldorf 1968; *Hans Jürgen Heringer* (Hrsg.), Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik, Tübingen 1982.

25 Vgl. hierzu auch *Gabriele Hoppe*, Ein Ende des Endes der »Sprache des Nationalismus« – für eine neue »Wörterbuchphilologie«?, in: Diskussion Deutsch 14, 1983, S. 689–692; *Wolfgang Werner Sauer*, Schlag nach bei Berning? Anmerkungen zur Renaissance der »Vokabularien zur ns Sprache«, in: Diskussion Deutsch 15, 1984, S. 319–324.

Kontinuitäten und Widersprüchlichkeiten im politischen Sprachgebrauch von Nationalsozialisten hervorzuheben. So urteilte Peter von Polenz 1970:

»Eine spezifische ›Nazisprache‹ gab es nicht; die Nazis warben mit einer zynisch-virtuosischen Mischung aus Schlag- und Fangwörtern [...] und aus allem, was den konservativ-konformistischen Deutschen in den 20er und 30er Jahren vertraut und angenehm im Ohr klang und seine Wurzeln in vielfältigen ›Bewegungen‹ und Ideologien hatte: im Geist der Freiheitskriege und der bonapartistisch korruptierten Reichsidee, in Obrigkeitsdenken und Staatskirchentum, in preußischem Militarismus und wirtschaftlichem Expansions-Chauvinismus, in Historismus und Antisemitismus, in Romantik und Biedermeier, in Jugendbewegung und Georgekreis.«²⁶

Wolfgang Werner Sauer untersuchte dementsprechend den Sprachgebrauch von Nationalsozialisten im Reichstag vor 1933, Jean-Pierre Faye skizzierte das nationalkonservative Diskursuniversum in der Weimarer Republik. Und auch Utz Maas betonte die Traditionslinien zu Diskursen der bündischen Jugend oder der Arbeiterbewegung, die eine sprachliche Führenfunktion zwischen Erfahrung und Erwartung der Rezipientinnen und Rezipienten eingenommen hätten.²⁷

Ein weiterer Kritikpunkt richtete sich gegen die in der Quellenauswahl offenbare Konzentration auf einzelne NS-Personen – allen voran Goebbels und Hitler –, die so als alleinige Schöpfer einer ›NS-Sprache‹ erschienen.²⁸ Dadurch sei einer Überschätzung der Macht offizieller Instanzen über den Sprachgebrauch Vorschub geleistet worden. Zusammenfassend konstatierte Michael Marek in seinem Forschungsüberblick aus dem Jahr 1990:

»Aus der Verfügbarkeit der Sprache und ihrer Lenkung wird die des gesamten deutschen Volkes gefolgert. Eine derartige Hypostasierung der persuasiven Möglichkeiten des Sprachgebrauchs, wie sie typisch für die ästhetisierenden Sprachanalysen ist, behandelt die Sprache als Fetisch. Dem Beschwören eines totalen sprachlichen Verblendungszusammenhangs entspricht das Bild eines hierarchisch strukturierten Führerstaates.«²⁹

Anstelle der Bezeichnung »Sprache des Nationalsozialismus« oder »nationalsozialistische Sprache«, die letztlich eher als Produkt ihrer Kritiker denn als gesellschaftliche Realität anzusehen sei, kennzeichnete Utz Maas in seiner 1984 erschienenen Arbeit die »*sprachlichen Verhältnisse* [...] im Nationalsozialismus« als Untersuchungsobjekt.³⁰ Neben der bereits erwähnten Betonung von sprachlichen Traditionslinien und je nach Kontext sehr verschiedenen sprachlichen Versatzstücken arbeitete er vor allem die Polyphonie von nationalsozialistischen Texten heraus, die für verschiedene Zuhörerinnen und Zuhörer gleichzeitig unterschiedliche Botschaften, Exklusionsdrohungen und/oder Inklusionsangebote, enthalten konnten. Speziell Letzteres, nämlich die mobilisierende, auf Identifikation beziehungsweise

26 Polenz, *Geschichte der deutschen Sprache*, S. 164f. In späteren Auflagen schwächte von Polenz allerdings genau diese Anfangspassage ab zu: »Die spezifische ›Nazisprache‹ war nicht neu.« Vgl. ebd., 9., überarb. Aufl., Berlin/New York 1978, S. 164.

27 Sauer, *Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933*; Jean-Pierre Faye, *Langages totalitaires. Critique de la raison narrative. Critique de l'économie narrative*, Paris 1972; Maas, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Vgl. Zur Sprache der NSDAP vor 1933 am Beispiel des Politikbegriffs auch Sabine Marquardt, *Polis contra Polemos. Politik als Kampfbegriff der Weimarer Republik, Köln/Weimar etc.* 1997, S. 255–267, sowie Andrea Hoffend, *Bevor die Nazis die Sprache beim Wort nahmen. Wurzeln und Entsprechungen nationalsozialistischen Sprachgebrauchs*, in: *Muttersprache* 97, 1987, S. 257–299.

28 Vgl. Sauer, *Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933*, S. 155; Voigt, *Bericht vom Ende der ›Sprache des Nationalsozialismus‹*, S. 447; Marek, »Wer deutsch spricht, wird nicht verstanden!«, S. 477.

29 Ebd., S. 486.

30 Maas, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«, S. 10 (Hervorhebung S. Sch.).

»demotische [...] Aneignung« zielende Funktion der an verschiedene Adressatenkreise gerichteten Texte, wird von Maas anhand mehrerer Beispiele unterstrichen.³¹

Entscheidende Akzentverschiebungen nahm auch Gerhard Bauer in seiner 1988 publizierten Studie vor. Im Mittelpunkt stand eine Ausweitung der Perspektive, die sich bereits in Beschreibungen des Untersuchungsgegenstands als »Sprachraum« oder »Redewelt« des ›Dritten Reichs‹ bemerkbar machte: »Die Verachteten, Ausgegrenzten, die aus dem vorgezeigten Leben unterm NS verbannt waren, müssen ebenso zu Wort kommen wie die Geachteten und zur ›Norm‹ Erklärten.«³² Bauer wies speziell auf die Spannungen und Widersprüchlichkeiten dieser »Redewelt« hin, die Anpassung, Aneignung und Abweichung, manchmal in ein und derselben Person, vereinen konnte. In Anlehnung an Utz Maas betonte Bauer außerdem das Ineinandergreifen der gewohnten Sprach- und Begriffswelt der »Massen« und der nationalsozialistischen Sprecher. Die »Sprache des Nationalsozialismus« sei weniger ein »pausenloses Diktat« gewesen, sondern »voll von ›Schleusen‹ und ›Fähren‹, mit denen traditionelle, einstmalige ›harmlose‹ Denk- und Verhaltensmuster ›abgeholt‹ und in die faschistische Regie überführt wurden.«³³

Die seit Ende der 1970er-Jahre aufgekommene Kritik soll die Bedeutung von Arbeiten zu stilistischen, rhetorischen oder lexikologischen Charakteristika der Propaganda- und Herrschaftssprache während der NS-Zeit nicht schmälern. Sie spannen bis heute ein produktives Forschungsfeld auf, wie jüngere Veröffentlichungen belegen.³⁴ Ein höchst ausge-reiftes methodisch-theoretisches Instrumentarium hat Christian Braun in seiner Arbeit zum nationalsozialistischen Sprachstil entwickelt.³⁵ Da er aufgrund der Quellenlage skeptisch ist, ob sich der alltägliche Sprachgebrauch während des Nationalsozialismus überhaupt rekonstruieren lässt, plädiert er für die »Konstruktion eines stilistischen Prototyps«, anhand dessen dann einzelne Texte aus dem privaten Handlungsbereich (zum Beispiel Feldpostbriefe, Tagebücher et cetera) auf »Grade an Übereinstimmung« hin untersucht werden könnten.³⁶ Denn zentral ist auch für ihn die Frage nach der Diffusion des nationalsozialistischen Stils in breitere Teile der Bevölkerung und die alltägliche, auch private, Kommunikation: »Wessen Sprachgebrauch weist in welcher Situation in welchem Maße Nähe zum prototypischen NS-Stil auf?«³⁷ Allerdings drückt sich Braun etwas um die Herausforderung herum, diese Fragen zu beantworten und tatsächlich alltagssprachliche Quellen zu erheben und zu analysieren. Seine »Konstruktion eines stilistischen Prototyps« basiert

31 Ebd., S. 102 und 248.

32 *Gerhard Bauer*, *Sprache und Sprachlosigkeit im »Dritten Reich«*, 2., überarb. Aufl., Köln 1990 (zuerst 1988), S. 22.

33 Ebd., S. 30.

34 *Ulrich Nill*, *Die »geniale Vereinfachung«. Anti-Intellektualismus in Ideologie und Sprachgebrauch bei Joseph Goebbels*, Frankfurt am Main/Bern etc. 1991; *Jens Kegel*, »Wollt ihr den totalen Krieg?« Eine semiotische und linguistische Gesamtanalyse der Rede Goebbels' im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943, Berlin 2003; *Josef Kopperschmidt* (Hrsg.), *Hitler der Redner*, Paderborn/München 2003; *Felicity Rash*, *The Language of Violence. Adolf Hitler's Mein Kampf*, New York/Washington etc. 2006; *Hiroyuki Takada*, *Hitlerreden auf der Zeitachse. Korpuslinguistische Analyse von Eigenschaften ihrer Lexik*, in: *Kämper/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 53–82; *Jacek Makowski*, *Manipulierte Sprache. Religiöser, kultureller und mystischer Wortschatz in der Sprache des Nationalsozialismus*, Łódź 2008; *Christian Dube*, *Religiöse Sprache in Reden Adolf Hitlers. Analysiert an Hand ausgewählter Reden aus den Jahren 1933–1945*, Norderstedt 2005; *Doris Neumaier*, *Apokalyptik als Redeform des Nationalsozialismus. Eine Diskursanalyse früher Reden Hitlers*, Bremen 2010; *Iris Forster*, *Euphemistische Sprache im Nationalsozialismus. Schichten, Funktionen, Intensität*, Bremen 2009; *Daniel Düring*, *Das Handlungsmuster des Befehls in der NS-Zeit*, Bremen 2013.

35 *Braun*, *Nationalsozialistischer Sprachstil*.

36 Ebd., S. 189f.

37 Ebd., S. 190.

letztlich doch wieder auf den üblichen Stichwortgebern Goebbels und Hitler, deren sprachliche Prägekraft als zentral vorausgesetzt wird. So schleicht sich durch die Hintertür auch die Annahme einer eigenen, typisch nationalsozialistischen Sprache wieder ein. Allerdings stellt seine Arbeit die prägnanteste und fundierteste neuere Studie zu den ›typischen‹ stilistischen Eigenschaften der ›nationalsozialistischen Sprache‹ dar, die – wie von ihm intendiert – als Abgleichfolie für weiterführende Fragestellungen dienen kann. Denn der Herausforderung, das Zusammenspiel von propagandasprachlichen Elementen und Alltagssprache zu untersuchen³⁸, nehmen sich jüngere Studien vermehrt an.

II. EINE ERNEUERTE PERSPEKTIVE: SPRACHGEBRAUCH UNTER DEN DISKURSBEDINGUNGEN DES NATIONALSOZIALISMUS

Auffallend ist in den bisherigen Ausführungen zur Erforschung der sprachlichen Verhältnisse während des Nationalsozialismus die relative Abwesenheit der Geschichtswissenschaft. Tatsächlich wurde dieses Feld lange Zeit der Sprachwissenschaft überlassen und die Forschungsinteressen und -erkenntnisse der jeweils anderen Disziplin wurden wenig beachtet. In den die geschichtswissenschaftliche NS-Forschung bestimmenden Kontroversen blieb für eine Analyse der »Beziehungsebene« mündlicher und schriftlicher Kommunikation, die über die Gleichsetzung von Sprache, Ideologie und Propaganda hinausgeht, wenig Platz.³⁹ Infolge der Verbreitung kulturgeschichtlicher Fragen nach der – nicht zuletzt sprachlichen – Herstellung von Bedeutung sowie infolge des gestiegenen Interesses für Schattierungen des alltäglichen Arrangements, des Mitmachens, Aneignens und Abweichens im Zeichen der ›Volksgemeinschafts‹-Forschung scheint sich dies in jüngster Zeit stark zu ändern. Dabei können drei sich überschneidende Perspektiven beobachtet werden, die im Folgenden skizziert werden sollen. Es handelt sich um a) das Ausweisen der Heterogenität und Uneinheitlichkeit nationalsozialistischen Sprachgebrauchs selbst im Zentrum der NS-Ideologie; b) die Einbeziehung weiterer Sprechergruppen und Diskursgemeinschaften; c) die Fokussierung verschiedener konkreter Kommunikationssituationen.

Heterogenität der Propagandasprache

Innerhalb der Geschichtswissenschaft wird bereits seit einiger Zeit darauf hingewiesen, dass es wenig Sinn ergibt, nach der Existenz *der* nationalsozialistischen Ideologie oder Weltanschauung zu suchen. Lutz Raphael hat vorgeschlagen, vielmehr von einem »politisch kontrollierte[n], aber intellektuell offene[n] Meinungsfeld« auszugehen, »das bloß auf einige Begriffshülsen verbindlich festgelegt war, in dem aber die unterschiedlichen Elemente rassistischer Bewertungsschemata einen zentralen Platz einnahmen.«⁴⁰ Weniger

38 Vgl. hierzu *Willibald Steinmetz*, *New Perspectives on the Study of Language and Power in the Short Twentieth Century*, in: *ders.* (Hrsg.), *Political Languages in the Age of the Extremes*, Oxford 2011, S. 3–52, hier: S. 46f.

39 Vgl. *Detlef Schmiechen-Ackermann*, *Politik mit der Gemeinschaft? Überlegungen zur nationalsozialistischen ›Volksgemeinschaft‹ aus der Perspektive der vergleichenden Diktaturforschung*, in: *ders./Marlis Buchholz/Bianca Roitsch u. a.* (Hrsg.), *Der Ort der ›Volksgemeinschaft‹ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*, Paderborn 2018, S. 93–117, hier: S. 94.

40 *Lutz Raphael*, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: *GG 27*, 2001, S. 5–40, hier: S. 28f. Vgl. auch *Martina Steber*, *Regions and National Socialist Ideology: Reflections on Contained Plurality*, in: *Claus-Christian W. Szejnmann/Maiken Umbach* (Hrsg.), *Heimat, Region, and Empire. Spatial Identities under National Socialism*, Basingstoke/New York 2014 (zuerst 2012), S. 25–42, hier: S. 27.

als nach Mechanismen der ideologischen Beherrschung und Beeinflussung ist also eher danach zu fragen, wie unterschiedliche Akteure innerhalb dieses Meinungsfeldes agierten.⁴¹ Spezielle Metaphern, Slogans und Begriffe wie »Volksgemeinschaft«, »Führer« oder »Rasse« bildeten dabei zwar einigermaßen stabile Referenzpunkte, allerdings konnte ihre Bedeutung in den jeweiligen kommunikativen Kontexten erheblich divergieren. Laut Raphael bildete sich so vordergründig durchaus eine gemeinsame Sprache aus, die die kontrollierte öffentliche Sphäre beherrschte und in private Kommunikation und, beispielsweise wissenschaftliche, Teilöffentlichkeiten diffundierte.⁴² Um die genaue Ausdeutung der Begriffe wurde aber kontrovers gerungen.⁴³ Insofern war die ›nationalsozialistische Sprache‹ selbst im enger gefassten Raum des NS-Apparats keineswegs eindeutig und homogen.

Für zentrale Begriffe des nationalsozialistischen Diskursuniversums wurde dies bereits in ersten Studien aufgezeigt. So war etwa der »Volksgemeinschafts«-Begriff schon zeitgenössisch äußerst schillernd.⁴⁴ Mitunter konnten scheinbar zusammengehörende Begriffe wie »Rasse« und »Volk« in Gegensatz zueinander treten.⁴⁵ Insgesamt wurde gerade der »Rasse«-Begriff höchst unterschiedlich verwendet und gedeutet – und das selbst im engeren Zirkel der nationalsozialistischen ›Rasse‹-Ideologen.⁴⁶ Dies hat beispielsweise Oliver Lepsius für die Rechtswissenschaften gezeigt, der für diesen Bereich hervorhebt, »dass es zahlreiche unterschiedliche Konzeptionen gab, die sich ausdrücklich auf den Nationalsozialismus beriefen und ihre Definition als ›nationalsozialistisch‹ propagierten«.⁴⁷ Noch

41 Vgl. *Per Leo*, *Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890–1940*, Berlin 2013, S. 573. In Anlehnung an Ernst Bloch hat Thomas Rohkrämer den Nationalsozialismus als »Glaubensraum« beschrieben, in dem es innerhalb einer gemeinsamen Struktur und Ausrichtung auch eine »Unzahl an individuellen Variationen« gab, vgl. *Thomas Rohkrämer*, *Die fatale Attraktion des Nationalsozialismus. Zur Popularität eines Unrechtsregimes*, Paderborn/München etc. 2013, S. 14.

42 *Lutz Raphael*, *Pluralities of National Socialist Ideologies. New Perspectives on the Production and Diffusion of National Socialist Weltanschauung*, in: *Martina Steber/Bernhard Gotto* (Hrsg.), *Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives*, Oxford/New York etc. 2014, S. 73–86, hier: S. 76f. Vgl. auch *Claus-Christian W. Szejnmann*, *National Socialist Ideology*, in: *Shelley Baranowski/Armin Nolzen/Claus-Christian W. Szejnmann* (Hrsg.), *A Companion to Nazi Germany*, Hoboken/Chichester 2018, S. 77–94, hier: S. 80.

43 Vgl. hierzu auch *Oliver Lepsius*, *Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung. Methodenentwicklungen in der Weimarer Republik und ihr Verhältnis zur Ideologisierung der Rechtswissenschaft im Nationalsozialismus*, München 1994, der dies am Beispiel der Begriffe »Volk«, »Gemeinschaft«, »Rasse« und »Führer« verdeutlicht.

44 Aus diesem Grund wird auch innerhalb der ›Volksgemeinschafts‹-Forschung für eine wesentlich genauere Begriffsverwendungsgeschichte plädiert. Vgl. *Hans-Ulrich Thamer*, ›Volksgemeinschaft‹ in der Debatte. Interpretationen, Operationalisierungen, Potenziale und Kritik, in: *Schmiechen-Ackermann/Buchholz/Roitsch* u. a., *Der Ort der ›Volksgemeinschaft‹ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*, S. 27–36, hier: S. 34f.; *Steuwer*, *Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹?*, S. 509; *Nolzen*, *Nationalsozialismus und ›Volksgemeinschaft‹*, S. 52f.; *Knoch*, *Gemeinschaften im Nationalsozialismus vor Ort*, S. 40.

45 Vgl. etwa *Gerhard Wolf*, *Auf dem Weg in eine »völkisch« und »rassisch« stratifizierte Gesellschaft: die Deutsche Volksliste im Wartheland*, in: *Nicole Kramer/Armin Nolzen* (Hrsg.), *Ungleichheiten im »Dritten Reich«*. Semantiken, Praktiken, Erfahrungen, Göttingen 2012, S. 27–47, am Beispiel der »Deutschen Volksliste« im Wartheland.

46 Vgl. *Dan Stone*, *Nazi Race Ideologues*, in: *Patterns of Prejudice* 50, 2016, S. 445–457; *ders.*, *Race Science, Race Mysticism, and the Racial State*, in: *Devin O. Pendas/Mark Roseman/Richard F. Wetzell* (Hrsg.), *Beyond the Racial State. Rethinking Nazi Germany*, Cambridge/New York etc. 2017, S. 176–196; *Richard F. Wetzell*, *Eugenics, Racial Science, and Nazi Biopolitics: Was There a Genesis of the »Final Solution« from the Spirit of Science?*, in: ebd., S. 147–175.

47 Vgl. *Lepsius*, *Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung*, S. 77–84, Zitat S. 81; *Silke Schneider*, *Verbotener Umgang. Ausländer und Deutsche im Nationalsozialismus. Diskurse um Sexualität,*

1936 beklagten sich Wilhelm Stuckart und Hans Globke in ihrem Kommentar zu den ›Nürnberger Gesetzen‹: »Immer wieder werden die Begriffe Rasse, Volk, Volkstum, Nation, Sprachzugehörigkeit, Staatsangehörigkeit miteinander verwechselt. Begriffsklarheit auf diesem Gebiet ist aber besonders in Gesetzgebung und Rechtsprechung notwendig.«⁴⁸

Thomas Pegelow Kaplan hat die »Widersprüche und Ambivalenzen« nationalsozialistischer ›Rasse‹-Diskurse anhand der Definitionsversuche unterschiedlicher NS-Instanzen aufgezeigt.⁴⁹ Diese schlugen sich im Sprachgebrauch der Presse nieder. Der »Völkische Beobachter« beispielsweise schwankte nach 1933 zwischen religiösen und ›rassischen‹ Zuschreibungen des Jüdischseins – der Begriff »Rassejude« tauchte 1933/34 seltener auf als in einem Vergleichssample aus dem Jahre 1928, während die Bezeichnung »Religionsjude« weiterhin stark verbreitet war.⁵⁰ Und selbst im November 1938 wurde im »Völkischen Beobachter« noch mehrmals die Bezeichnung »deutscher Jude« verwendet, unter anderem in einem Leitartikel von Goebbels selbst.⁵¹ Diese Beispiele sollen keinesfalls suggerieren, der Sprachgebrauch der Nationalsozialisten sei weniger rassistisch und ausgrenzend gewesen, als bekannt ist. Stattdessen weisen sie vielmehr auf eine gewisse Unsicherheit und Heterogenität selbst im offiziellen Sprachgebrauch hin. Dass aus der Vagheit und relativen Deutungsoffenheit nationalsozialistischer Kategorisierungen schwerwiegende Konsequenzen für ausgegrenzte und verfolgte Menschen erwachsen, hat Wolfgang Ayaß am Beispiel der im Nationalsozialismus als ›asozial‹ Bezeichneten gezeigt. Die so oft konstatierte polykratische Vielfalt des NS-Herrschaftssystems schlug sich seiner Analyse zufolge »[a]uf der sprachlichen Ebene [...] in einem wenig vereinheitlichten Vokabular nieder, das keinesfalls ein geschlossenes Begriffssystem bildete. [...] Jede Institution und jede Instanz, ja, jeder Asozialenforscher nutzte eigene Begriffe, Definitionen und Typenbildungen.«⁵² Gerade dieser diffuse Charakter machte die Kategorie der ›Asozialen‹ jedoch anschlussfähig an weitere Kategorien des »Gemeinschaftsfremden« und damit »tendenziell ausweitbar«.⁵³

Auch für andere nationalsozialistische Diskursbereiche haben jüngere Studien gezeigt, mithilfe welcher sprachlichen Realisierungen gesellschaftspolitische Vorstellungen verbreitet wurden.⁵⁴ So ist zur Erforschung des nationalsozialistischen Moraldiskurses ein

Moral, Wissen und Strafe, Baden-Baden 2010, S. 123–165. Ähnliche Befunde liefern die Beiträge zu den Sprach- und Literaturwissenschaften, vgl. *Clemens Knobloch*, ›Rasse‹ vor und nach 1933 – vornehmlich in den Geisteswissenschaften, in: *Ernst Müller* (Hrsg.), Begriffsgeschichte im Umbruch?, Hamburg 2005, S. 113–130; *Gerhard Kaiser*, Zwischen Eigensinn und Resonanz. Anmerkungen zum literaturwissenschaftlichen Feld am Beispiel der »Rasse«-Semantik zwischen 1933 und 1945, in: *ders./Matthias Krell* (Hrsg.), Zwischen Resonanz und Eigensinn. Studien zur Geschichte der Sprach- und Literaturwissenschaften im 20. Jahrhundert, Heidelberg 2005, S. 1–29.

48 *Wilhelm Stuckart/Hans Globke* (Hrsg.), Kommentare zur deutschen Rassengesetzgebung, München/Berlin 1936, S. 1.

49 *Thomas Pegelow Kaplan*, The Language of Nazi Genocide. Linguistic Violence and the Struggle of Germans of Jewish Ancestry, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2009, XV + 304 S., geb., 72 £, S. 181 (Übersetzung S. Sch.). Er untersucht in diesem Zusammenhang vor allem verschiedene Instanzen der Presselenkung sowie die Reichsstelle für Sippenforschung (später: Reichssippenamt).

50 Ebd., S. 74.

51 Ebd., S. 127f.

52 *Wolfgang Ayaß*, »Demnach ist zum Beispiel asozial...«. Zur Sprache sozialer Ausgrenzung im Nationalsozialismus, in: *Kramer/Nolzen*, Ungleichheiten im »Dritten Reich«, S. 69–89, hier: S. 88.

53 Ebd., S. 76.

54 Vgl. etwa zum ökonomischen Bereich *Jan-Otmar Hesse*, Zur Semantik von Wirtschaftsordnung und Wettbewerb in nationalökonomischen Lehrbüchern der Zeit des Nationalsozialismus, in:

fruchtbares Forschungsfeld entstanden (wenngleich der Fokus hier nicht immer explizit auf der Sprachanalyse liegt).⁵⁵ Kürzlich hat etwa Thomas Gloy ausgehend von Zeitschriften der Hitler-Jugend (HJ) das moralische Begriffssystem dieser Organisation rekonstruiert.⁵⁶ Noch weitgehend ungeklärt ist allerdings, wie sich das in der Forschung oftmals konstatierte Nebeneinander traditioneller Moralvorstellungen und neu proklamierter völkisch-rassistischer Moral sprachlich niederschlug – sowohl in offiziellen Texten als auch in alltagssprachlichen Aneignungen, beispielsweise Tagebüchern oder Feldpost. Auch erscheinen die »moralischen Ordnungen« (Wolfgang Bialas) des Nationalsozialismus in der bisherigen Forschung noch sehr homogen. Zukünftige – vor allem quellenübergreifende – Detailstudien zu speziellen Verwendungsweisen einzelner Begriffe innerhalb des Moraldiskurses (»Ehre«, »Treue«, »Anstand«, »Schande« et cetera) könnten zeigen, dass dieser durchaus Raum für semantische Differenzen ließ.

Sprachanalytischer Forschungsbedarf besteht ferner für printmediale Publikationsorgane, das heißt speziell Zeitschriften und Zeitungen der NS-Zeit. So harren selbst bekannteste NS-Organ wie der »Völkische Beobachter« oder »Der Stürmer« einer intensiven historisch-sprachwissenschaftlichen Untersuchung, ganz zu schweigen von weniger prominenten Fällen.⁵⁷ Bereits existierende Studien zeigen die Möglichkeiten, aber auch die Fallstricke bei der sprachlichen Analyse von Printmedien aus der Zeit des Nationalsozialismus. So hat Mario Zeck eine ausführliche Arbeit zum SS-Hauptmedium »Das Schwarze Korps« vorgelegt.⁵⁸ Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass »eine spezifische Sprache des *Schwarzen Korps* nicht existiert[e]«. Vielmehr bediente sich die Zeitung »der gängigen sprachlichen Muster zeitgenössischer politischer Presseorgane«.⁵⁹ Die sprachlichen »Mittel der Persuasion«, die Zeck behandelt, entsprechen folgerichtig dem, was die Forschung seit Klemperer und Seidel-Slotky zur »nationalsozialistischen Sprache« gerechnet hat: Nominalstil, Superlative, Archaismen, Neologismen, Fremdwörter, Modewörter, Umgangssprache, Emotionalisierung, Suggestivdefinitionen, Schlagworte und Leerformeln, spezifischer Metaphernhaushalt, Pathos et cetera.⁶⁰ All dies lässt sich ohne Zweifel in unterschiedlicher Intensität in nationalsozialistischen Texten finden. Allerdings bleibt das erneute Aufweisen dieser sprachlichen Mittel bei alten Fragestellungen stehen. Auch erscheinen die »Grundintentionen« (Legitimation, Verbreitung der Ideologie, Integration), die Zeck den untersuchten Texten der SS-Zeitung zuschreibt, etwas blass. Denn obgleich er die Bedeutung von Identifikationsformeln und werbender Sprache betont, steht im Mittelpunkt

Johannes Bähr/Ralf Banken (Hrsg.), *Wirtschaftssteuerung durch Recht im Nationalsozialismus. Studien zur Entwicklung des Wirtschaftsrechts im Interventionsstaat des »Dritten Reichs«*, Frankfurt am Main 2006, S. 473–508; *Stefan Scholl*, *Begrenzte Abhängigkeit. »Wirtschaft« und »Politik« im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 2015, S. 180–226.

55 Vgl. *Raphael Gross*, *Anständig* geblieben. Nationalsozialistische Moral, Frankfurt am Main 2010; *Wolfgang Bialas*, *Moralische Ordnungen des Nationalsozialismus*, Göttingen/Bristol 2014; *ders./Lothar Fritze* (Hrsg.), *Ideologie und Moral im Nationalsozialismus*, Göttingen/Bristol 2014.

56 *Thomas Gloy*, *Im Dienst der Gemeinschaft. Zur Ordnung der Moral in der Hitler-Jugend*, Göttingen 2018.

57 Kristina Becker arbeitet allerdings aktuell an der Universität Würzburg an einem Dissertationsprojekt zur Sprache des »Stürmers«. Vgl. als ersten Einblick *Kristina Becker*, *Persuasive Strategien in der NS-Zeitung Der Stürmer*, in: *Kämper/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 83–106.

58 *Mario Zeck*, *Das Schwarze Korps. Geschichte und Gestalt des Organs der Reichsführung SS (Medien in Forschung und Unterricht. Serie A, Bd. 51)*, De Gruyter, Tübingen 2002, X + 478 S., geb., 109,95 €.

59 Ebd., S. 445.

60 Vgl. ebd., S. 357–394.

seiner Interpretation doch die Manipulation: »Die ideologische Überwältigung des Menschen stand damit im Vordergrund seiner [des SS-Organs, S. Sch.] Bemühungen. Es war von seinem Wesen her ganz ein Instrument der Propaganda, aber auch der Agitation, der Sprachmanipulation und damit letztendlich der Menschenlenkung.«⁶¹ Was weitaus interessanter erscheint, in der Arbeit zwar erläutert, jedoch nicht systematisch entfaltet wird, ist die Tatsache, dass die Zeitung speziell in der Anfangsphase maßgeblich auf Zuschriften der Leserschaft basierte (und sich dementsprechend als ›Stimme des Volkes‹ gerierte). Zeck deutet dies jedoch weniger als Einschreibung der Zusender und Denunzianten in nationalsozialistische Diskurse, sondern genau andersherum als Instrumentalisierung der Leserinnen und Leser »für die eigenen Propagandazwecke« der Zeitung.⁶²

Damit entgeht eine Chance, das einzulösen, was Christoph Sauer in einer Arbeit zur »Deutschen Zeitung in den Niederlanden« im Anschluss an Utz Maas hingegen reflektiert hat, nämlich die Ebene der »Kollusion«, das heißt des ›Mit-Spielens‹, auf welcher die Leserinnen und Leser »eingeladen« sind, »die Grenze zwischen dem, was von einem in der Öffentlichkeit verlangt wird, und dem, was er zuhause denkt und tut, jeweils neu abzutasten und dabei ins (erwünschte) Rutschen zu geraten.«⁶³ »Texte«, auch nationalsozialistische, so Sauers theoretische Ausgangsüberlegung, »stellen komplexe Handlungen ›dar‹, und sie müssen von Lesern vervollständigt und ergänzt werden. Texte konstituieren Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen zwischen Verfassern und Rezipienten – wie sie auch Trennungen und Abgrenzungen artikulieren.«⁶⁴

Während sich die beiden genannten Arbeiten in ihrer Analyse auf je eine Zeitung begrenzen, zeigen andere Beispiele, dass es sich als weiterführend erweist, ein heterogenes Set an Zeitungen vergleichend zu behandeln. So berücksichtigt Thomas Pegelow Kaplan in seiner Untersuchung sprachlicher Grenzziehungen zwischen »Deutschsein« und »Jüdischsein« den »Völkischen Beobachter«, die »Frankfurter Zeitung«, die »Jüdische Rundschau« sowie die »C.V.-Zeitung«.⁶⁵ Die Studie ist damit eine der wenigen, die vergleichend-

61 Ebd., S. 395f.

62 Ebd., S. 114.

63 *Christoph Sauer*, *Der aufdringliche Text. Sprachpolitik und NS-Ideologie in der »Deutschen Zeitung in den Niederlanden«*, Wiesbaden 1998, S. 143. Der Begriff der »Kollusion« wird von verschiedenen Seiten verwendet, um die Bandbreite alltäglichen Handelns und Sprechens in diktatorischen Kontexten analytisch zu fassen, bisher allerdings ohne wirklich systematisch theoretisch unterlegt worden zu sein. Vgl. etwa *Utz Maas*, *Sprache im Nationalsozialismus. Analyse einer Rede eines Studentenfunktionärs*, in: *Konrad Ehlich* (Hrsg.), *Sprache im Faschismus*, Frankfurt am Main 1989, S. 162–197, hier: S. 165: »Theoretisch ist [...] der Terminus der Kollusion zentral, der gewissermaßen an die Stelle der Manipulationsvorstellung tritt. Wie in der Kleingruppensoziologie bzw. -psychologie, aus der er stammt, geht es darum, dass die gemeinsam hergestellte Situation, unter deren Kontrolle das Handeln der einzelnen steht, von diesen nicht bewusst herbeigeführt wird«. Vgl. aus alltagsgeschichtlicher Perspektive *Alf Lüdtke*, *Introductory Notes*, in: *ders.* (Hrsg.), *Everyday Life in Mass Dictatorship. Collusion and Evasion*, Basingstoke/New York 2016, S. 3–12, hier: S. 11.

64 *Sauer*, *Der aufdringliche Text*, S. 23f.

65 *Pegelow Kaplan*, *The Language of Nazi Genocide. Zur Frankfurter Zeitung im Kontext der NS-Sprachpolitik*, vgl. jüngst *Philipp Dreesen/Hagen Steinhauer*, *Pressenanweisungen und Resistenzakte aus diskurspragmatischer Perspektive. Die Frankfurter Zeitung im Nationalsozialismus*, in: *Kämper/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 217–244. In seinen ostentativen Bemühungen zur Aufweisung von Resistenzakten folgt der Beitrag allerdings eher der Lesart Günther Gillensens zur Rolle der Frankfurter Zeitung. Vgl. *Günther Gillensen*, *Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich*, Berlin 1987; *ders.*, *Eine bürgerliche Zeitung »auf verlorenem Posten« – Die Frankfurter Zeitung im »Dritten Reich«*, in: *Christoph Studt* (Hrsg.), *»Diener des Staates« oder »Widerstand zwischen den Zeilen«? Die Rolle der Presse im »Dritten Reich«*, Berlin/Münster 2007, S. 161–174. Weitaus überzeugender er-

kontrastierend vorgeht und dabei sprachliche Unterschiede, aber auch Überschneidungen zwischen den einzelnen Zeitungen aufdeckt. Außerdem verortet sie die Printmedien an der Schnittstelle zwischen Sprachlenkungsversuchen durch das Propaganda- und Innenministerium und den Aneignungen der Leserinnen und Leser, denen die Lektüre Wahrnehmungs- und Deutungsraster der sozialen Welt bereitstellte.⁶⁶ Schließlich hat Moritz Föllmer in seiner vielschichtigen Studie »Individuality and Modernity in Berlin« gezeigt, wie fruchtbar die Einbeziehung lokaler Zeitungen und der in ihnen formulierten Deutungsangebote sein kann. Denn es gelingt ihm zu zeigen, dass nicht zuletzt sie es mit ihrer Betonung von Privatheit, Alltäglichkeit und individuellen Ausdrucksmöglichkeiten waren, die es den Berlinerinnen und Berlinern ermöglichten, sich als Individuen zu definieren – nicht im Gegensatz zu, sondern gerade im Einklang mit spezifischen Vorstellungen von (Volks-)Gemeinschaftlichkeit.⁶⁷

Im Hinblick auf eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus bleibt zusammenfassend in Anlehnung an Oliver Lepsius festzuhalten, dass selbst im Zentrum der nationalsozialistischen Diskursproduktion ein »ideologisches Chaos« bestand⁶⁸, welches sich in semantischen Unklarheiten, aber eben auch sprachlichen Handlungsspielräumen niederschlug. Kommende Studien zu zentralen Begriffen oder Publikationsorganen sollten weniger von einer relativ festgefügt »nationalsozialistischen Sprache« ausgehen, als vielmehr die sprachlichen Nuancen und Positionierungspotenziale innerhalb des nationalsozialistischen Kommunikationsraums zu akzentuieren versuchen. Hierbei könnte es hilfreich sein, die Existenz verschiedener Diskursgemeinschaften beziehungsweise Sprechergruppen in der Zeit des Nationalsozialismus in Rechnung zu stellen, wie der folgende Teil verdeutlichen soll.

Ausweitung auf weitere Sprechergruppen und diskursive Praxisgemeinschaften

Vor allem die Sprachwissenschaftlerin Geraldine Horan hat in ihren – bisher viel zu wenig rezipierten – Beiträgen versucht, die Sprachwelt des Nationalsozialismus als zusammengesetzt aus diskursiven Praxisgemeinschaften und kommunikativen Kontexten zu konzeptualisieren:

»Ironically, despite apparent homogeneity due to regulation of public utterances, the speech community under National Socialism was in fact fragmented, consisting of a variety of groups and niches, with loyal, compliant, semi-compliant/-oppositional and oppositional discourses co-existing, even employed by the same individual or community of practice.«⁶⁹

scheinen die Argumente von Gillensens Kritikern, vgl. Bernd Sösemann, Journalismus im Griff der Diktatur. Die »Frankfurter Zeitung« in der nationalsozialistischen Pressepolitik, in: ebd., S. 11–38; ders., Die »Frankfurter Zeitung« im Nationalsozialismus. Zwischen Distanz und Anpassung. Eine geschönte Geschichte mit Ungenauigkeiten, Verstümmelungen, Auslassungen, in: Die ZEIT, 6.3.1987; Martin Broszat, Sanfte Gegenrede zur kriegerischen Sprache, in: Der SPIEGEL, 25.5.1987, S. 101–108. Zur »Jüdischen Rundschau« und zur »C.V.-Zeitung« vgl. Andrea Graumann, Zwischen Assimilation und Selbstbesinnung – Konstruktion jüdischer Identität in der C.V.-Zeitung und der Jüdischen Rundschau zwischen 1924 und 1935, in: Kämper/Schuster, Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus, S. 245–267.

66 Vgl. Pegelow Kaplan, The Language of Nazi Genocide, S. 6. Vgl. hierzu auch Clemens Zimmermann, Medien im Nationalsozialismus. Deutschland, Italien und Spanien in den 1930er und 1940er Jahren, Köln/Weimar etc. 2007, S. 85–128; Norbert Frei/Johannes Schmitz, Journalismus im Dritten Reich, München 1989.

67 Vgl. Moritz Föllmer, Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society from Weimar to the Wall, Cambridge/New York etc. 2013, hier vor allem S. 112–116.

68 Lepsius, Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung, S. 125.

69 Geraldine Horan, »Er zog sich die »neue Sprache« des »Dritten Reiches« über wie ein Kleidungsstück«: Communities of Practice and Performativity in National Socialist Discourse, in: Linguis-

In ihrer eigenen Arbeit hat sie dieses Verständnis vor allem auf die diskursive Praxisgemeinschaft der Frauen innerhalb der nationalsozialistischen ›Bewegung‹ angewendet.⁷⁰ In »Mothers, Warriors, Guardians of the Soul« zeigt sie, wie Unterstützerinnen des Nationalsozialismus durch Prozesse der semantischen Redefinition, Aneignung und Modellierung eine spezifische Gruppensprache ausbildeten. Es handelte sich dabei ihr zufolge weniger um die Übertragung eines nationalsozialistisch-patriarchalischen Diskurses auf die Frauen, sondern vielmehr um Prozesse der »semantic inheritance«, durch die bestimmte Begriffe wie »Frau« (»Hausfrau«, aber auch »Berufsfrau«), »Mutter«, »Natur«, »Wesen« oder »Instinkt« zu Elementen eines Ingroup-Codes wurden, »which emphasises the special and prestigious characteristics of the all-female experience.«⁷¹ Ein wichtiger Vorzug ihrer Herangehensweise besteht darin, dass sie individuelle Akteure als Koproduzentinnen und -produzenten von Diskursen ernst nimmt, die darüber zugleich ihren Status als Subjekte in Diskursen performativ herstellten.

Ein solches Konzept von diskursiven Praxisgemeinschaften impliziert gerade nicht ein relativ unabhängiges Nebeneinander von ›nationalsozialistischer Sprache‹ auf der einen Seite und einer spezifischen Diskursgemeinschaft auf der anderen. Vielmehr geht es um Prozesse der Ko-Konstitution, der Einschreibung und Aneignung, aber teilweise auch der Zurückweisung. Wie die jeweilige diskursive Praxisgemeinschaft beziehungsweise Sprechergruppe aufgefasst wird, wie nah oder weit vom NS-Regime entfernt, kann dabei variieren. In manchen Fällen mag gar die Abwesenheit einer irgendwie spezifischen Sprache zu konstatieren sein, wie dies Maresa Hottner für die Sprache im Reichsarbeitsdienst tut.⁷² In anderen Fällen steht die Forschung noch relativ am Anfang, so etwa bei der Frage nach den Charakteristika einer Jugendsprache im Nationalsozialismus. Erste Analysen dazu hatte bereits Utz Maas durchgeführt.⁷³ An einer Rede Baldur von Schirachs zeigt er beispielsweise, wie »Erfahrungsformen« der adressierten Jugendlichen durch teilweise explizite »Anspielung auf die vorfaschistische (bündische) Jugendbewegung« aufgenommen wurden⁷⁴, zugleich aber subkutan eine Einordnung in das Herrschaftssystem erfolgte.⁷⁵ Außerdem weist er darauf hin, dass einige Texte der HJ und Texte »wilder Cliques« durchaus vergleichend gelesen werden können, etwa hinsichtlich der »rebellischen Geste jugendlicher Auseinandersetzung mit der Obrigkeit«.⁷⁶ Ausführlichere Untersuchungen der Sprache von Jugendgruppen oder -bünden fehlen allerdings noch weitgehend. Weder die

tik Online 30, 2007, S. 57–80, URL: <<https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/549>> [8.2.2019], hier: S. 61. Ähnliche, über die sprachliche Ebene hinausgehende Überlegungen finden sich auch bei *Frank Bajohr*, ›Community of Action‹ and Diversity of Attitudes. Reflections on Mechanisms of Social Integration in National Socialist Germany, 1933–45, in: *Steber/Gotto*, Visions of Community in Nazi Germany, S. 187–199, sowie bei *Michael Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007.

70 Grundlegend hierzu *Claudia Koonz*, Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich, Freiburg im Breisgau 1991 (zuerst engl. 1986).

71 *Geraldine Horan*, Mothers, Warriors, Guardians of the Soul: Female Discourse in National Socialism 1924–1934 (Studia Linguistica Germanica, Bd. 68), De Gruyter, Reprint, Berlin/New York 2012 (zuerst 2003), 350 S., eBook, 149,95 €, S. 316.

72 Vgl. *Maresa Hottner*, Sprache im Reichsarbeitsdienst. Eine Untersuchung propagandistischer, parteiinterner und privater Texte, in: *Albrecht Greule/Waltraud Sennebogen* (Hrsg.), Tarnung – Leistung – Werbung. Untersuchungen zur Sprache im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2004, S. 89–172.

73 Vgl. *Maas*, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«, S. 121–164.

74 Ebd., S. 134.

75 Ebd., S. 139f.

76 Ebd., S. 163.

Zeitschriften der HJ (zum Beispiel »Wille und Macht«, »Der Pimpf«, »Das junge Deutschland« et cetera), der christlichen Jugend (»Jungenwacht«, »Junge Front/Michael« et cetera), die teilweise bis 1938 erscheinen konnten, noch der Sprachgebrauch der abweichenden bis widerständigen Jugendgruppen ist bisher gründlich kontrastierend oder vergleichend untersucht worden.⁷⁷

Eine weitere Leerstelle betrifft den Sprachgebrauch des Widerstands – beziehungsweise verschiedener Widerstandsakteure – insgesamt.⁷⁸ Anscheinend verstellte lange Zeit der Fokus auf Organisationsformen, Aktionen, Personen und deren Verfolgung den Blick auf historisch-semantische Fragestellungen in diesem Bereich. Selbst ein erster programmatischer Beitrag von Erika Ising aus dem Jahr 1988 blieb lange Zeit ohne Folgen. Darin fasste sie Sprache im Widerstand als keine »eindeutig abgrenzbare Gruppen- oder Sondersprache«. Vielmehr umfasse der Gegenstandsbereich

»die typischen Sprachhandlungen, Texte und differenzierten lexikalisch-stilistischen Ausdrucksmittel bestimmter Gruppen von Widerstandskämpfern und Verfolgten, in denen sich oppositionelles Denken artikuliert, zum Instrument sozialer Interaktion wurde und Widerstandshandlungen konstituierte oder organisieren half«.⁷⁹

Es gelte, typische »Textsorten, Diskursformen, Argumentationsmuster, Schlüsselbegriffe und -wörter« der verschiedenen Widerstandsakteure zu ermitteln und miteinander zu vergleichen.⁸⁰ Speziell müsse dem Anteil »eindeutig faschistischer Lexik« nachgespürt werden, dem »vielleicht überraschendste[n] Merkmal der Widerstandssprache«.⁸¹

Der nunmehr 30 Jahre zurückliegende Aufruf wurde erst vor Kurzem wieder aufgenommen und weiterentwickelt. An der Universität Paderborn beschäftigt sich ein Forschungsprojekt seit dem Frühjahr 2018 mit »Sprachlichen Praktiken des Sich-Widersetzens von 1933 bis 1945«. Dabei wird sowohl der Heterogenität der Widerstandsakteure, der von ihnen genutzten Kommunikationsformen und Textsorten als auch der politischen Diskurse, in deren Tradition sie standen, Rechnung getragen.⁸² Außerdem wird davon ausgegangen, dass sich Widerstandskommunikate (durchaus unterschiedlich) mit dem Herrschaftsdiskurs als Kontrastfolie auseinandersetzen. Zentral ist die Analyse von Sprachhandlungen der Identitätskonstitution, der Beziehungskonstitution, der Wirklichkeits- beziehungsweise Sachverhaltskonstitution sowie des Widerspruchs und Widerlegens.⁸³ Anhand eines Vergleichs zwischen Flugblättern der Deutschen Friedensfront und Denkschriften des Kreisauer Kreises weist Britt-Marie Schuster in diesem Kontext auf die Spannweite der Widerstandskommunikation hin. Während die Flugblattserie explizite Formen des Widersprechens verwendet und das Beherrschtwerden als »notwendige[n] argumentative[n] Baustein für die Gegenwehr« einsetzt, wird in den Denkschriften des Kreisauer Kreises auf ein Widersprechen oder auf die namentliche Nennung von Repräsentanten des NS-Apparats

77 In Arno Klönnes immer noch grundlegenden Arbeiten spielen diskursanalytische oder historisch-semantische Fragen keine Rolle, vgl. zum Beispiel *Arno Klönne*, *Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner*, Köln 1999 (zuerst 1982); *Matthias von Hellfeld/Arno Klönne*, *Die betrogene Generation. Jugend in Deutschland unter dem Faschismus. Quellen und Dokumente*, Köln 1985.

78 Vgl. die Einschätzung von *Sennebogen*, *Die Gleichschaltung der Wörter*, S. 177–179.

79 *Erika Ising*, *Die Sprache im deutschen antifaschistischen Widerstand*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 9, 1988, S. 404–421, hier: S. 405.

80 Ebd., S. 418.

81 Ebd., S. 419.

82 Vgl. *Britt-Marie Schuster*, *Heterogene Widerstandskulturen zwischen 1933 und 1945 und ihre sprachlichen Praktiken*, in: *Kämpfer/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 27–49, hier speziell S. 27–29.

83 Vgl. ebd., S. 31.

weitestgehend verzichtet. Stattdessen sind die Denkschriften von nüchternem Stil und abstrakten Wirklichkeitsdiagnosen gekennzeichnet.⁸⁴

In einem weiteren kürzlich publizierten Beitrag, der in dem Kontext des Paderborner Projekts entstanden ist, hat sich Friedrich Markewitz mit dem »sprachlichen[n] Widerstehen« in Tagebuchfragmenten des in das Attentat des 20. Juli involvierten Wehrmachtsoffiziers Hermann Kaiser befasst.⁸⁵ Dabei arbeitet Markewitz eindrücklich heraus, durch welche Elemente die eigene Widerstandstätigkeit sprachlich markiert wurde, etwa die Verwendung von konspirativen Decknamen oder die Betonung der inneren Geschlossenheit und Einigkeit der eigenen Gruppe.⁸⁶ Ähnlich wie Schuster für die Flugblätter der Deutschen Friedensfront hebt Markewitz außerdem Strategien des expliziten diskursiven Abgrenzens vom nationalsozialistischen Diskurs – in dem Fall durch den Rekurs auf ehrenhaftes soldatisches Handeln – sowie des Konstruierens einer alternativen Wirklichkeit, von ihm als »Wahr-Sagen« bezeichnet, hervor.⁸⁷

Dass bei einer Analyse der Widerstandssprache die »Beziehung zum herrschenden nationalsozialistischen Diskurs zu bedenken ist, der die Grenzen (aber auch Möglichkeiten) widerständischen Verhaltens und Sprechens, wenn nicht bedingt, dann zumindest vorgibt«⁸⁸, wird ebenfalls durch die Beträge Isabel Richters zur Sprache von Widerstandsakteuren in Gestapoverhören und Verhandlungen vor dem Volksgerichtshof deutlich.⁸⁹ Darin arbeitet sie drei unterscheidbare »Entwürfe des Widerstehens« heraus, die von den Verhörten gezeichnet wurden. Ein Entwurf beschrieb die vorgeworfenen Widerstandsaktivitäten als »Liebesdienst« oder durch Zuneigung bedingte »intellektuelle Verführung«.⁹⁰ Andere Angeklagte begründeten ihre Handlungen als Resultat wirtschaftlicher und sozialer Not, der eigenen oder der ›des Volkes‹.⁹¹ Und wieder andere legten klare politische Bekenntnisse ab, sprachen mithin deutlich politische Alternativen zum Nationalsozialismus aus.⁹² Während vor allem letzterer Entwurf als Versuch verstanden werden kann, das eigene Selbst unter schlimmsten Haftbedingungen durch die Einschreibung in ein größeres Widerstandskollektiv zu stabilisieren⁹³, waren diejenigen, die eine Entlassung aus der Haft beziehungsweise die Abwendung der Todesstrafe anstrebten, darauf angewiesen, plausible Begründungen für ihre Begnadigung anzuführen. Sie mussten sich überzeugend von ihren früheren Handlungen und Überzeugungen distanzieren und Ausblicke auf ihre Reintegration in die nationalsozialistische ›Volksgemeinschaft‹ liefern. Gesuche um Begnadigung, so Richter, waren daher durch eine Vermischung von Fragmenten individueller Lebensgeschichten und konformistischer nationalsozialistischer Sprache (zum Beispiel die ›vaterländische Gesinnung‹, das ›Überleben der Volksgemeinschaft‹, die zukünftige Bewährung als Mutter oder Soldat et cetera) gekennzeichnet.⁹⁴

84 Vgl. ebd., S. 46f.

85 Friedrich Markewitz, Das sprachliche Widerstehen Hermann Kaisers. Zur linguistischen Aufarbeitung des Widerstands im Nationalsozialismus, in: Sprachwissenschaft 43, 2018, S. 425–453.

86 Vgl. ebd., S. 438–441.

87 Vgl. ebd., S. 441–448.

88 Ebd., S. 449.

89 Isabel Richter, Entwürfe des Widerstehens. Männer und Frauen aus dem linken Widerstand in Verhören der Gestapo (1934–1939), in: WerkstattGeschichte, 2000, Nr. 26, S. 47–70; dies., Faced with Death: Gestapo Interrogations and Clemency Pleas in High Treason Trials by the National Socialist Volksgerichtshof, in: Steinmetz, Political Languages in the Age of the Extremes, S. 151–167.

90 Vgl. Richter, Entwürfe des Widerstehens, S. 57–60.

91 Vgl. ebd., S. 61–64.

92 Vgl. ebd., S. 64–68.

93 Vgl. dies., Faced with Death, S. 166.

94 Vgl. ebd., S. 162–166.

Im Vergleich zur Sprache im Widerstandskontext besser – wenngleich nicht erschöpfend – erforscht ist die Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern und Gettos. Nachdem in Polen bereits seit den 1970er-Jahren an der Erstellung eines Auschwitz-Wörterbuchs gearbeitet wurde⁹⁵, setzte sich im deutschsprachigen Raum vor allem Wolf Oschlies in mehreren Beiträgen Mitte der 1980er-Jahre für die Erforschung der von ihm sogenannten Lagersprache ein.⁹⁶ Den sprachwissenschaftlich-programmatischen Überlegungen Oschlies' folgten lange Zeit jedoch nur wenige empirische Vertiefungen, was nicht zuletzt an der für diesen Kontext besonders problematischen Quellensituation gelegen haben mag.⁹⁷ Erst 2008 erschien mit der Studie »Lagersprache« von Nicole Warmbold die bis heute ausführlichste Weiterentwicklung der diesbezüglichen Erkenntnisse.⁹⁸ Ähnlich wie bereits Oschlies begreift auch Warmbold ihren Untersuchungsgegenstand als »Sprache sui generis«⁹⁹, innerhalb derer sich die Ebenen der »Lagerjargons«, der »Lagersoziolekte« und der »Lagersituolekte« differenzieren lassen. Sprache im Konzentrationslager war also mithin gruppen-, schichten- und situationsspezifisch.¹⁰⁰

Während Wortschatz, Verwendungsweisen und Funktionen der sogenannten Lagersprache mittlerweile recht gut erforscht sind, stoßen die Arbeiten dort an eine methodische und quellenbedingte Grenze, wo es um konkrete Sprachgebrauchssituationen in den Lagern geht. Denn um überhaupt Aussagen über Kommunikation und Sprache in Konzentrationslagern treffen zu können, müssen überwiegend Texte von Überlebenden verwendet werden, die nach der Gefangenschaft entstanden sind. Es handelt sich also in den meisten Fällen nicht um Dokumente unmittelbarer Kommunikation, sondern um ein retrospektives »Sprechen über das Konzentrationslager, und damit auch [...] über die Kommunikation im Lager«.¹⁰¹ Einen alternativen, äußerst aufwendigen Weg schlägt Dominique Schröder in ihrer 2015 eingereichten geschichtswissenschaftlichen Dissertationsschrift ein, in der

95 Vgl. hierzu *Zenon Jagoda/Stanisław Kłodziński/Jan Mastowski*, »bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada.« Zum Krematoriumsesperanto, der Sprache polnischer KZ-Häftlinge, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), *Die Auschwitz-Hefte. Texte der polnischen Zeitschrift »Przegląd Lekarski«* über historische, psychische und medizinische Aspekte des Lebens und Sterbens in Auschwitz, Bd. 2, Weinheim/Basel 1987, S. 241–260; *Danuta Wesołowska*, Wörter aus der Hölle. Die »lagersprache« der Häftlinge von Auschwitz, Krakau 1998, sowie kritisch einordnend *Imke Hansen/Katarzyna Nowak*, Über Leben und Sprechen in Auschwitz. Probleme der Forschung über die Lagersprache der polnischen politischen Häftlinge von Auschwitz, in: *Christiane Heß/Julia Hörath/Dominique Schröder* u. a. (Hrsg.), *Kontinuitäten und Brüche. Neue Perspektiven auf die Geschichte der NS-Konzentrationslager*, Berlin 2011, S. 115–141, hier: S. 132–139.

96 *Wolf Oschlies*, »Lagersprache«. Zur Theorie einer KZ-spezifischen Soziolinguistik, in: *Friedhelm Beiner* (Hrsg.), *Janusz Korczak. Zweites Wuppertaler Korczak-Kolloquium 1984. Korczak-Forschung und Rezeption*, Wuppertal 1984, S. 260–187; *Wolf Oschlies*, »Lagersprache«. Zur Theorie und Empirie einer KZ-spezifischen Soziolinguistik, in: *Zeitgeschichte* 13, 1985, S. 1–27; *ders.*, »Lagersprache«. Soziolinguistische Bemerkungen zu KZ-Sprachkonventionen, in: *Muttersprache* 96, 1986, S. 98–109.

97 Ausnahmen bilden die Beiträge von *Thomas Taterka*, Zur Sprachsituation im deutschen Konzentrationslager, in: *Juni. Magazin für Literatur und Politik*, 1995, Nr. 21, S. 37–54, sowie *Heidi Aschenberg*, Sprachterror. Kommunikation im nationalsozialistischen Konzentrationslager, in: *Zeitschrift für romanische Philologie* 118, 2002, S. 529–572.

98 *Nicole Warmbold*, *Lagersprache. Zur Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald (Sprache – Politik – Gesellschaft, Bd. 2)*, Hempfen Verlag, Bremen 2008, X + 348 S., brosch., 36,00 €.

99 Ebd., S. 75.

100 Vgl. zustimmend *Hansen/Nowak*, Über Leben und Sprechen in Auschwitz, S. 120.

101 *Aschenberg*, Sprachterror, S. 539. Vgl. auch *Hansen/Nowak*, Über Leben und Sprechen in Auschwitz, S. 122f.

sie deutsche, französische, niederländische und polnische Tagebücher von KZ-Häftlingen, die diese während ihrer Inhaftierung verfassten, hinsichtlich ihres Sprachgebrauchs analysiert.¹⁰² Mit dem Fokus auf eine Form alltagsprachlicher schriftlicher Kommunikation gerät dabei eine Ebene in den Blick, die in der meist auf mündliche Kommunikation abzielenden Forschung bisher weitgehend fehlt. Innovativ ist ferner, dass sie die Tagebücher ›jüdischer‹ und ›politischer‹ Häftlinge nicht von vornherein trennt, sondern miteinander in Beziehung setzt. Untersucht werden anhand der Tagebücher Selbstbilder (das familiäre Selbst, das jüdische Selbst, das politische Selbst)¹⁰³, über Geschlecht, Generation und Gewalterfahrung vermittelte sprachliche In- und Exklusionen sowie Raum- und Zeitwahrnehmungen. Insgesamt geht es ihr darum, »Grenzen, aber auch Möglichkeiten einer sprachlichen Aneignung der Umwelt von Seiten der Häftlinge auszuloten und damit etwas zum Verständnis des alltäglichen Existierens und der alltäglichen Wahrnehmung in den Lagern beizutragen«.¹⁰⁴ Da sie beobachtet, dass der Sprachgebrauch in den Tagebüchern zum einen sehr individuell ist und zum anderen nur höchst selten sprachliche Neubildungen vorgenommen werden, zieht sie dem Begriff »Lagersprache« den des »Lagersprachegebrauchs« beziehungsweise die Frage nach einer »Semantik der Konzentrationslager« vor.¹⁰⁵

Um aus der Fülle ihrer Beobachtungen lediglich eine zentrale herauszugreifen, sei auf die Ergebnisse zu Raum- und Zeitwahrnehmungen verwiesen: Während in der Forschung oftmals davon ausgegangen wird, dass im Laufe der Haftzeit die Außenwelt als vorgestellter Raum, aber auch Vergangenheit und Zukunft als Referenzpunkte für die Häftlinge zunehmend in den Hintergrund rückten, stellt Schröder fest, dass Räume außerhalb des Lagers, Vergangenheit und Zukunft in den Tagebüchern sehr präsent waren und ein »sprachlich verfasstes Gegenbild zur Lagerrealität« erzeugten. Dies zeigt ihr zufolge, dass die Häftlinge Raum und Zeit »deutlich vielschichtiger und nicht ausschließlich aus der Herrschaftsperspektive der Nationalsozialisten wahrnahmen«.¹⁰⁶

Als ebenso auf die Sprache der Opfer des nationalsozialistischen Terrors gerichteter, hinsichtlich Akteuren, Kommunikationsbedingungen und Textsorten jedoch verschiedener Untersuchungsgegenstand hat seit Anfang der 2000er-Jahre die Sprache in den Gettos – speziell dem Getto Łódź/Litzmannstadt – Beachtung gefunden, vor allem durch die Beiträge des Sprachwissenschaftlers Jörg Riecke.¹⁰⁷ Neben Tagebüchern kann die Forschung hier vor allem auf die hervorragend editierte »Getto-Chronik«¹⁰⁸ des Gettos Łódź/Litzmannstadt

102 *Dominique Schröder*, »Niemand ist fähig, das alles in Worten auszudrücken«. Tagebuchschreiben in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Diss., Bielefeld 2015. Ich danke Dominique Schröder herzlich für die Überlassung eines Exemplars. Eine Publikation ist für das Jahr 2020 geplant.

103 Vgl. hierzu auch *dies.*, Semantics of the Self. Preservation and Construction of Identity in Concentration Camp Diaries, in: *InterDisciplines. Journal of History and Sociology* 1, 2010, H. 2, S. 123–144.

104 *Dies.*, »Niemand ist fähig, das alles in Worten auszudrücken«, S. 308.

105 Ebd., S. 307f.

106 Ebd., S. 363–368, Zitate S. 366.

107 *Jörg Riecke*, Zur Sprache der Opfer des Nationalsozialismus. Oskar Rosenfelds Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz, in: *Gisela Brandt* (Hrsg.), Soziofunktionale Gruppe und sozialer Status als Determinanten des Sprachgebrauchs. Internationale Fachtagung Rostock 25.–27.9.2000, Stuttgart 2001, S. 237–254; *Jörg Riecke*, An den Randzonen der Sprache. »Lagersprache« und »Gettosprache« zur Zeit des Nationalsozialismus, in: *Klaus Stewert* (Hrsg.), Aspekte und Ergebnisse der Sondersprachenforschung, Bd. 2, Wiesbaden 2002, S. 23–33; *Jörg Riecke*, Schreiben im Getto. Annäherungen an den Sprachgebrauch der Opfer des Nationalsozialismus, in: *Sprache und Literatur* 37, 2006, H. 1, S. 82–96; *dies.*, Zur Sprache der Chronik, in: *Sascha Feuchert/Erwin Leibfried/Jörg Riecke* (Hrsg.), Die Chronik des Gettos Łódź/Litzmannstadt, Bd. 5, Göttingen 2007, S. 191–203.

108 Ebd.

sowie auf die Getto-Enzyklopädie zurückgreifen, deren Edition im Gange ist. Ähnlich wie die Forschung zur Sprache in den Konzentrationslagern betont Riecke auch für die Texte, die in den Gettos entstanden sind, dass sie die »Möglichkeiten der sprachlichen Verarbeitung extremer Lebensumstände« widerspiegeln.¹⁰⁹ Wie Schröder für das Tagebuchschreiben im Konzentrationslager konstatiert Riecke, dass die Autorinnen und Autoren auf unterschiedliche Art und Weise versuchten, »in einer völlig aus den Fugen geratenen Welt noch einen Rest von Normalität und Humanität aufrechtzuerhalten«.¹¹⁰ Dies äußerte sich laut Riecke beispielsweise in Rückgriffen auf den Sprachgebrauch der Vorkriegszeit, Anknüpfungen an den »klassischen bildungssprachlichen Wortschatz«, wodurch das Deutsch der Nationalsozialisten als bildungsfern entlarvt worden sei, sowie einer Betonung der Vielfalt von Sprachformen und Sprachkulturen »im Gegensatz zu dem auf einen einheitlichen Standard für alle ›Volksgenossen‹ ausgerichteten Sprachideal der nationalsozialistischen Führungsschicht«. In der Summe markieren diese Elemente für ihn gar »Merkmale sprachlichen Widerstandes«, da sie einen »Kontrast zum nationalsozialistisch kontaminierten öffentlichen Sprachgebrauch außerhalb des Gettos« darstellten.¹¹¹

Insgesamt sollte deutlich geworden sein, dass der Nationalsozialismus als Kommunikationsraum aus einer Vielzahl sich teils überlappender diskursiver Praxisgemeinschaften zusammengesetzt war. Die Akteure innerhalb dieser Gemeinschaften konnten NS-affin sein, aber auch dem Nationalsozialismus gegenüber kritisch eingestellt und/oder von der ›Volksgemeinschaft‹ ausgeschlossen und verfolgt. Sie konstituierten sich als Praxisgemeinschaften, das heißt, sie standen nicht von vornherein fest, sondern etablierten sich durch diskursiv-sprachliche Praktiken der Fremd- und Selbstbeschreibung, die kommende Untersuchungen vermehrt in den Blick nehmen müssten. Allerdings sollten diskursive Praxisgemeinschaften im Nationalsozialismus weder als abgeschlossen noch als homogen verstanden werden. Vielmehr stehen Fragen nach inneren Differenzierungen (wie etwa im Fall der Widerstandssprache oder der KZ- und Gettosprache) und solche nach sprachlichen Übernahmen, Aneignungen und Ablehnungen von sowie Einschreibungen in herrschende(n) Diskurse(n) im Zentrum des Interesses, da nur so ein vollständiges Bild sprachlicher Verhältnisse im Nationalsozialismus gezeichnet werden kann.

Spezifische Kommunikationssituationen und Textsorten

Speziell die letzte Frage, das heißt, ob, wie und von wem das, was seit Längerem als typisch nationalsozialistischer Sprachgebrauch bezeichnet wird, in Alltagssprachlichen Kontexten übernommen, modifiziert, gemieden oder widerlegt wurde, führt zum Kern einer Sprachgebrauchsgeschichte des Nationalsozialismus, die mehr sein möchte als die Rhetorik- und Stilanalyse bekannter nationalsozialistischer Persönlichkeiten und die Anschluss an die ›Volksgemeinschafts‹-Forschung herzustellen sucht. Die Beantwortung dieser Fragen ist keineswegs einfach, denn hierzu müssen neue Quellen aufgetan und untersucht werden. Im Vordergrund dieses letzten Teils stehen demzufolge jüngere Studien, die spezifische Kommunikationssituationen in den Blick nehmen und hierbei vor allem alltags-sprachliche Textsorten bearbeiten.

Eine Textsorte, der in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten besondere Aufmerksamkeit zuteilwurde, ist die der Feldpostbriefe. Nach ersten größeren Editionen in den 1980er-

109 Riecke, Schreiben im Getto, S. 83.

110 Ders., Zur Sprache der Chronik, S. 199.

111 Ebd., S. 202. Dass das Leben innerhalb des Gettos Litzmannstadt von zahlreichen sozialen Ungleichheiten geprägt war, die sich wiederum sprachlich manifestierten, hat Andrea Löw betont, vgl. Andrea Löw, Die Erfahrung der radikalen Ungleichheit. Vom sprachlichen Umgang mit dem Gettoleben in Litzmannstadt (Łódź), in: Kramer/Nolzen, Ungleichheiten im »Dritten Reich«, S. 48–68.

Jahren hat eine Reihe von Beiträgen seit Mitte der 1990er-Jahre deren Erkenntnispotenziale und -grenzen ausgelotet.¹¹² Da es hier nicht darum gehen kann, die höchst ausdifferenzierte Forschungslandschaft zu Feldpostbriefen in Gänze zu beschreiben¹¹³, stehen im Folgenden die Ergebnisse im Vordergrund, die sich auf sprachgebräuchliche Aspekte beziehen. Dass die spezifische Kommunikationssituation zwischen Soldaten und Daheimgebliebenen mithin durch besondere inhaltliche wie sprachliche Merkmale geprägt war, wird vom Gros der Forschung betont. Dabei waren die Briefe, ungeachtet individueller Eigenheiten, von dem Zusammenspiel zwischen »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« geprägt.¹¹⁴ Das heißt: Die Briefe geben weniger unvermittelten Aufschluss über die »wahre« Gefühlswelt der Schreibenden, sondern sie müssen daraufhin gelesen werden, welche Deutungs- und Wahrnehmungsmuster in ihnen zum Tragen kommen, wie das Selbst, die Anderen und das Fremde im Schreiben konstituiert werden, und an welchem Wissen (im weiteren Sinne einer Wissensgeschichte, die auch Alltagswissen mit einschließt) sich hierbei orientiert wurde.¹¹⁵ Noch spezieller lassen sich Feldpostbriefe daraufhin befragen, ob und in welcher Form sich die Schreibenden nationalsozialistische Deutungsmuster sprachlich aneigneten und diese damit ko-konstituierten.¹¹⁶ Wie Klaus Latzel betont hat, sollte dies nicht als »Niederschlag von Propaganda« gedeutet werden, sondern vielmehr sei zu untersuchen, wie existierende Wissensvorräte (etwa rassistische oder militaristische) individuell angeeignet, integriert oder abgestoßen wurden.¹¹⁷

Latzel selbst hat in seiner vergleichenden Untersuchung von Feldpostbriefen des Ersten und Zweiten Weltkriegs eine differenzierte Antwort auf diese Fragen gegeben. Entlang verschiedener thematischer Komplexe, die immer wieder in den Briefen auftauchen, zeigt er, dass die Sprache der Wehrmachtssoldaten »nicht einfach die des Nationalsozialismus« war.¹¹⁸ Spezifisch nationalsozialistische, »nämlich um die rassistisch-antisemitische Achse zentrierte« Begründungen der Kriegsziele¹¹⁹, NS-lastige Sinngebungen des Todes¹²⁰ oder auch explizit rassistisch-biologistische Verwendungen der Begriffe »Volk« beziehungs-

112 Zu nennen sind vor allem *Martin Humburg*, *Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944*, Opladen/Wiesbaden 1998; *Klaus Latzel*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn/München etc. 1998, sowie das Themenheft »Feldpostbriefe« von *WerkstattGeschichte*, 1999, Nr. 22.

113 Die zahlreichen Beiträge, die seitdem erschienen sind, lassen sich nur noch schwer überblicken, vgl. als letzten Einblick in den aktuellen Forschungsstand *Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander* (Hrsg.), *Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege*, Essen 2011.

114 Nach den grundlegenden Überlegungen von *Reinhart Koselleck*, »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien, in: *ders.*, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 349–375.

115 Darauf hat auch Klaus Latzel aufmerksam gemacht, der das Briefeschreiben als (oftmals widersprüchlichen, teils scheiternden) Sinnbildungsprozess begreift, der an vorhandenes soziales Wissen anschließt. Vgl. *Klaus Latzel*, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?*, in: *WerkstattGeschichte*, 1999, Nr. 22, S. 7–23, speziell zur Rolle der Sprachanalyse hierbei S. 15–17 und 19.

116 Vgl. *Hajo Diekmannshenke*, *Zwischen inszenierter Normalität und Propaganda. Feldpostbriefe aus den Jahren 1939 bis 1945*, in: *Kämper/Schuster*, *Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus*, S. 163–189, hier: S. 173.

117 *Latzel*, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung*, S. 20, Anm. 38. Vgl. auch *ders.*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?*, S. 127f.

118 *Ebd.*, S. 370.

119 *Ebd.*, S. 292.

120 *Ebd.*, S. 273 und 282.

weise »Volksgemeinschaft«¹²¹ lassen sich Latzel zufolge nur selten finden. Dies bedeute jedoch keinesfalls, dass die beiden Ebenen (Sprache der Wehrmachtssoldaten und nationalsozialistische Sprache) konträr liefen. Vielmehr lasse sich »das Verhältnis zwischen Wehrmachtssoldaten und Nationalsozialismus generell als sowohl inhaltliche wie habituelle, gleichwohl charakteristisch gebrochene Verwandtschaft bezeichnen«.¹²² Sie zeige sich besonders in der Aneignung und Reproduktion des Hitlerkults sowie in der latent rassistischen Abgrenzung von »dem Anderen«, speziell der Zivilbevölkerung im Osten, der »tendenziell und manchmal manifest die Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht bestritten« wurde.¹²³ Ebenso manifestiere sich die »kognitive und affektive Verwandtschaft« in Bezugnahmen auf eine »vermisste [...] ›Normalität‹ heimatlichen und häuslichen Ehe- und Familienlebens [...] und scheinbar harmlose [...] Bürgertugenden wie Ordnung und Sauberkeit«.¹²⁴ Letztlich ist somit die Frage nach der ideologischen Beeinflussung der Soldaten im Krieg durch »den Nationalsozialismus« für Latzel falsch gestellt. Denn der soziale Wissensvorrat, die zur Verfügung stehenden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster waren per se von nationalsozialistischen Wirklichkeitsdeutungen »durchtränkt«, die wiederum individuell unterschiedlich zur Sprache gebracht wurden.¹²⁵

Diesen Aspekt hat auch Sven Oliver Müller in seiner Auswertung von Feldpostbriefen von der Ostfront unterstrichen. Das alltagsgeschichtliche Konzept des »Eigensinns« auf die semantische Praxis der Briefeschreiber übertragend, hebt er hervor, »dass die »Volksgenossen« mehr waren als passive Adressaten nationalsozialistischer Propaganda, sondern durch ihre Sprache auch über die Chance einer individuellen Sinngebung verfügten«.¹²⁶ Sie bedienten sich dabei

»aus dem Wissensvorrat der NS-Gesellschaft [...] und wurde[n] gleichzeitig von ihr bedient. Diese bestehenden Wissensbestände wirkten wie eine Matrix – sie erleichterten bestimmte Formen des Wahrnehmens und Handelns und erschwerten andere. Die jedem Einzelnen zur Verfügung stehenden Filter waren die sprachlich vermittelten Deutungs- und Wahrnehmungsmuster, die auf Elementen des durch Sozialisation erworbenen gesellschaftlichen Wissens beruhten.«¹²⁷

Ähnlich wie Latzel betont Müller die relative Verschwommenheit der Bezugnahmen auf zentrale Begriffe wie »Volk«, »Volksgemeinschaft«, »Nation«, »Deutschland« und »Vaterland« wie auch zugleich die Präsenz des Führerkults um Hitler.¹²⁸ Speziell bei letzterem Aspekt spiegelte die pseudoreligiöse Sprache der Bezugnahmen in den Feldpostbriefen den »Missionsanspruch des Führerstaates und seine [...] als Religionsersatz konzipierten Liturgie öffentlicher Veranstaltungen« wider.¹²⁹ Stärker als Latzel konstatiert Müller außerdem das Vorkommen rassistischer Deutungen des Feindes, speziell der Roten Armee, in den Feldpostbriefen.¹³⁰

Ein weiterer Aspekt, den Müller herausstellt¹³¹, wird von Michaela Kipp systematisch in den Blick genommen, nämlich die Bedeutung von Sauberkeits- und Ordnungsvorstellungen

121 Ebd., S. 301f. und 314.

122 Ebd., S. 370.

123 Ebd., S. 371. Zu einem ähnlichen Urteil gelangt auch *Humburg*, *Das Gesicht des Krieges*, S. 228.

124 *Latzel*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?*, S. 372.

125 Vgl. ebd.

126 *Sven Oliver Müller*, *Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 2007, S. 120.

127 Ebd., S. 129.

128 Vgl. ebd., S. 132 und 138.

129 Ebd., S. 141.

130 Vgl. ebd., S. 144–146. Kontrastierend: *Latzel*, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?*, S. 222.

131 Vgl. *Müller*, *Deutsche Soldaten und ihre Feinde*, S. 179–182.

in den Feldpostbriefen. Dabei begreift sie »Sauberkeit als ›kulturelle Matrix‹ des Nationalsozialismus«¹³², deren Analyse es erlaubt, Zusammenhänge zwischen »ideologischen Wirklichkeitsdeutungen im Sinne des Nationalsozialismus, privaten Überzeugungen über das selbstverständlich Richtige und der gesteigerten Gewaltbereitschaft gegenüber den ›Unnormalen‹« sichtbar zu machen.¹³³ Detailliert und quellengesättigt weist sie die Dominanz des Deutungsmusters ›Sauberkeit‹ in Feldpostbriefen der Ostfront nach, das »teilweise als positive Einsatzmotivation, vor allem aber auch als gesellschaftlich anerkannte Legitimationsformel« wirkte.¹³⁴ Weitaus subtiler als durch Befehle oder offizielle Propagandaformeln verliehen die »Sprachregelungen aus dem Reinlichkeitsrepertoire« den »Säuberungsaktionen« Akzeptabilität und eine »festgelegte Verlaufsform«. Das »Schreiben über Sauberkeit« stand damit in engem Zusammenhang mit den völkerrechtswidrigen Gewalttaten an der Ostfront.¹³⁵

Die bisherigen Studien zu Feldpostbriefen haben zweifellos wichtige Ergebnisse hervorgebracht, die jede Arbeit, die sich spezieller mit deren sprachlicher Verfasstheit beschäftigen möchte, berücksichtigen muss. Denn gerade in dieser Hinsicht bleiben Leerstellen bestehen. Untersuchungen, die den Fokus explizit auf die sprachlichen Feinheiten der Briefe richten, beispielsweise grammatische Strukturen oder bestimmte Sprachhandlungen wie »Hoffnung ausdrücken«, »Skepsis äußern«, »Abscheu bekunden« et cetera fehlen in der historischen Forschung weitgehend.¹³⁶ Zudem wurden – zum Teil quellenbedingt – Briefe an die Front, vor allem von Frauen, aber auch von Kindern¹³⁷, bisher nur vereinzelt in die Analyse einbezogen.¹³⁸ Einige jüngere Beiträge versuchen dieses Defizit zu beheben. Briefe, die sich ein Liebespaar während der ersten Kriegsjahre schrieb, hat Andrew Stuart Bergerson auf Formen des Sich-Einschreibens in die NS-Zukunft hin gelesen. Herausragende Bedeutung kam hierbei dem Vertrauen auf den ›Führer‹ Adolf Hitler zu. Außerdem verwendete speziell die weibliche Person häufig Vokabeln der ›Kriegsgemeinschaft‹. »Ihr Briefwechsel«, so Bergersons anregendes Fazit, »war ein Ort der ›Volksgemeinschaft‹, weil er widerspiegelte, wie das Paar makropolitische Gemeinschaftsvorstellungen in mikrosozialen Interaktionen erprobte.«¹³⁹ Weitere neuere Beiträge untersuchen

132 *Michaela Kipp*, »Großreinemachen im Osten«. Feindbilder in deutschen Feldpostbriefen im Zweiten Weltkrieg, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2014, 493 S., kart., 45,00 €, S. 61ff.

133 Ebd., S. 21.

134 Ebd., S. 451.

135 Ebd., S. 75f.

136 Bereits 1992 hat Isa Schikorsky erste »Beobachtungen zum Sprachstil« von Kriegsbrieffen angestellt und dabei speziell emotive Sprachhandlungsstrategien hervorgehoben, die es den Schreibenden ermöglichte, »die emotional besetzten Grenzsituationen des Krieges im Akt des Briefschreibens« zu bewältigen. Vgl. *Isa Schikorsky*, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbrieffen, in: Wirkendes Wort 42, 1992, S. 295–313.

137 Vgl. hierzu *Benedikt Burkard/Friederike Valet* (Hrsg.), Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer. Kinder schreiben an die Väter 1939–1945, Heidelberg 2000.

138 Vgl. etwa schon früh *Inge Marßolek*, »Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen«. Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen, in: WerkstattGeschichte, 1999, Nr. 22, S. 41–59; *Ulrike Jureit*, Zwischen Ehe und Männerbund. Emotionale und sexuelle Beziehungsmuster im Zweiten Weltkrieg, in: ebd., S. 61–73.

139 *Andrew Stuart Bergerson*, Das Sich-Einschreiben in die NS-Zukunft. Liebesbriefe als Quelle für eine Alltagsgeschichte der ›Volksgemeinschaft‹, in: *Schmiechen-Ackermann/Buchholz/Roitsch* u. a., Der Ort der ›Volksgemeinschaft‹ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte, S. 223–241, hier: S. 236.

Briefwechsel von Eheleuten¹⁴⁰, Brieftagebücher von zu Hause gebliebenen Frauen¹⁴¹ oder Briefe von Frauen, die an der Front arbeiteten.¹⁴²

Einen alternativen Weg, der ideologischen Prägung von Wehrmachtssoldaten auf die Spur zu kommen, sind die Arbeiten gegangen, die sich auf Protokolle abgehörter Gespräche in alliierten Kriegsgefangenenlagern gestützt haben.¹⁴³ Dabei wurde speziell von Sönke Neitzel und Harald Welzer pointiert die These vertreten, dass die nationalsozialistische »Ideologie« für die Mentalität der Wehrmachtssoldaten nur eine »nachgeordnete Rolle« spielte. Stattdessen hätten sie die militärischen Handlungen generell und die oftmals erschütternd freimütig geschilderten Tötungs- und Vergewaltigungsaktionen im Besonderen in den »Referenzrahmen« Krieg eingeordnet.¹⁴⁴ An den »zeitgenössischen Perzeptionen und Handlungen der deutschen Soldaten« erkennen sie demnach wenig spezifisch Nationalsozialistisches.¹⁴⁵ Etwas davon abweichend fällt demgegenüber die Analyse Felix Römers aus.¹⁴⁶ Zwar stellt auch er fest, dass »Ideologie im Bewusstsein der meisten Wehrmachtangehörigen höchstens eine untergeordnete Rolle« spielte. Dies bedeute jedoch keinesfalls, »dass politische Ideen und nationalsozialistische Glaubenssätze keinerlei Einfluss auf die Soldaten besessen hätten.«¹⁴⁷ Teilweise wurden sie als selbstverständliche Grundgewissheiten nicht thematisiert, teilweise äußerten sie sich unterschwellig, und häufig übernahmen die Soldaten anstelle von komplexen programmatischen Theorien »eine vereinfachte Quintessenz davon.«¹⁴⁸ »Das Weltbild vieler Landser«, so Römers Urteil, »war weniger von geschlossener nationalsozialistischer Programmatik beherrscht, sondern mehr von deutlich simpleren Wahrnehmungsmustern geprägt, in welche die Ideologie des NS-Regimes in Form einzelner Versatzstücke integriert war.«¹⁴⁹ Ähnlich wie die Arbeiten zu den Feldpostbriefen konstatiert Römer, dass die Soldaten in den Gesprächen »auf gesellschaftlich vorgeprägte Deutungsmuster aus Wehrmacht und NS-Diktatur« zurückgriffen, die ihren Erzählungen eine spezifische »historisch-kulturelle Aufladung« verliehen.¹⁵⁰ Insgesamt

140 Frank Werner, »Es ist alles verkehrt in der Welt«. Eine Ehe als Leistungsgemeinschaft im Krieg, in: Klaus Latzel/Elissa Mailänder/Franka Maubach (Hrsg.), *Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«*, Göttingen 2018, S. 175–196; Christa Hämmerle, *Gewalt und Liebe – ineinander verschränkt. Paarkorrespondenzen aus zwei Weltkriegen: 1914/18 und 1939/45*, in: Ingrid Bauer/Christa Hämmerle (Hrsg.), *Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2017, S. 171–230.

141 Kathryn Sederberg, »Als wäre es ein Brief an dich«. Brieftagebücher 1943–1948, in: Janosch Steuwer/Rüdiger Graf (Hrsg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2015, S. 143–162.

142 Julia Paulus, »Frau mit vielen Männern«. Geschlechterkonstruktionen einer Soldatenheimschwester aus »gutem Hause«, in: Latzel/Mailänder/Maubach, *Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«*, S. 155–174.

143 Sönke Neitzel/Harald Welzer, *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, S. Fischer Verlag, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2011, 528 S., geb., 22,95 €; Felix Römer, *Kameraden. Die Wehrmacht von innen*, Piper Verlag, München/Zürich 2012, 544 S., brosch., 12,99 €; Sebastian Groß, *Gefangen im Krieg. Frontsoldaten der Wehrmacht und ihre Weltsicht*, Berlin 2012. Grundlegend in diesem Zusammenhang auch Omer Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995 (zuerst engl. 1991); Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

144 Neitzel/Welzer, *Soldaten*, S. 299 und passim.

145 Ebd., S. 395–422, Zitat S. 395.

146 Römer, *Kameraden*, S. 60–110.

147 Ebd., S. 64.

148 Ebd., S. 77.

149 Ebd., S. 78.

150 Ebd., S. 477.

konzentrieren sich die Arbeiten, die bisher zu den Abhörprotokollen von Kriegsgefangenen erschienen sind, in erster Linie auf die inhaltliche Ebene dessen, was die abgehörten Soldaten gesagt haben, weniger auf die Frage, wie sie dies taten. Nicht zuletzt durch den Abdruck längerer Zitatpassagen geben sie dennoch hochinteressante Einblicke in den Sprachgebrauch der inhaftierten Soldaten, dessen systematische Analyse gleichwohl noch aussteht.¹⁵¹

Im Vergleich mit den oben besprochenen Feldpostbriefen hat eine andere große Gruppe von Briefen bisher erst wenig systematische Beachtung gefunden, nämlich die der Briefe aus der Bevölkerung an diverse Behörden und Parteiinstanzen. Hierunter fallen so heterogene Untergruppen wie Denunziationsschreiben, Huldigungsbezeugungen, aber auch Beschwerdeschreiben und Bittgesuche unterschiedlichster Art und Provenienz.¹⁵² Dabei lassen gerade diese alltagssprachlichen Quellengruppen interessante Rückschlüsse auf Kommunikationsmuster, individuelle Einschreibungen wie auch die Existenz von Alternativ- oder Gegendiskursen zu. Insbesondere Robert Gellately hat wiederholt betont, dass das »Briefschreiben an ›die Behörden‹ [...] zu einer beliebten Form staatsbürgerlicher Betätigung im nationalsozialistischen Deutschland« wurde.¹⁵³ Die Schreiben aus der Bevölkerung richteten sich dabei nicht nur an den »Führer« oder andere prominente Persönlichkeiten des NS-Herrschaftsapparats, sondern auch an untergeordnete und lokale Partei- oder Verwaltungsinstanzen, NSDAP-Kreisleitungen oder -Ortsgruppen und Bürgermeister. Laut Gellately spricht dies dafür, dass die Bevölkerung begann, »Eingriffe des Systems in ihr Alltagsleben zu erwarten«, zugleich aber damit rechnete, »die Behörden ›von unten‹ zu einem Verhalten in ihrem Sinne bestimmen oder manipulieren zu können, wenn sie Informationen lieferten oder sich auf bestimmte, nicht einmal explizit erwähnte offizielle Werte beriefen«.¹⁵⁴

Vergleichsweise große Aufmerksamkeit wurde innerhalb dieses Spektrums bisher den Denunziationsschreiben zuteil. Vor allem Robert Gellately und Gisela Diewald-Kerkmann haben eindrucksvoll herausgearbeitet, in welchem hohen Maße die Bevölkerung die Möglichkeit zur Denunziation nutzte, sei es aus rein privaten Gründen, aufgrund von Pflichtbewusstsein und ideologischem Eifer oder aus einer Mischung all dieser Elemente.¹⁵⁵ Auf die in den Denunziationsschreiben verwendete Sprache gehen die bisherigen Arbeiten zwar nur am Rande ein.¹⁵⁶ Doch beide konstatieren einerseits eine teilweise Absenz von

151 Im Rahmen des Mannheimer Projekts zur »Sprachlichen Sozialgeschichte 1933–1945« (vgl. Anm. 1) arbeitet Mark Dang-Anh aus interaktionsanalytischer Perspektive zu den Abhörprotokollen.

152 Der Verfasser dieses Überblicks arbeitet an einem größeren Projekt zu Beschwerde- und Bittschreiben an kommunale Behörden und Parteiinstanzen während des Nationalsozialismus.

153 Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart/München 2002 (zuerst engl. 2001), S. 278. Vgl. auch *ders.*, Denunciation in Twentieth-Century Germany: Aspects of Self-Policing in the Third Reich and the German Democratic Republic, in: *Sheila Fitzpatrick/Robert Gellately* (Hrsg.), *Accusatory Practices. Denunciation in Modern European History, 1789–1989*, Chicago 1997, S. 185–221, hier: S. 203f.; *ders.*, Denunciation as a Subject of Historical Research, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung* 26, 2001, H. 2-3, S. 16–29, hier: S. 25f.

154 Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 276.

155 Vgl. *ders.*, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945*, Paderborn/München etc. 1993 (zuerst engl. 1990); *Gisela Diewald-Kerkmann*, *Politische Denunziation im NS-Regime oder die kleine Macht der »Volksgenossen«*, Bonn 1995. Als kritischen neueren Beitrag, der allerdings die Positionen der von ihm kritisierten polemisch überzeichnet, vgl. *Peter Lambert*, *The Third Reich: Police State or Self-Policing Society?*, in: *Lüdtko*, *Everyday Life in Mass Dictatorship*, S. 37–54.

156 So auch Gellately, *Denunciation as a Subject of Historical Research*, S. 22: »Although most of the studies that have proliferated in the last decade deal with the content, there is more room for attention to the language used in letters or statements of denunciation.«

Referenzen an übergeordnete Sinngebungen¹⁵⁷, andererseits aber auch ostentative Berufungen auf das durch ›Volksschädlinge‹ bedrohte Wohl der ›Volksgemeinschaft‹, die Treue zum ›Führer‹ sowie rassistische und antisemitische Deutungsmuster.¹⁵⁸ In den Denunziations schreiben ist mithin das Phänomen der sprachlichen Kollusion, das heißt des alltags sprachlichen ›Mit-Spielens‹, äußerst greifbar. Die Mischung von privaten und kollektiv-formelhaften Wendungen kann dabei geradezu als ein Charakteristikum dieser Textsorte aufgefasst werden.¹⁵⁹ Genauere sprachanalytische Untersuchungen stehen indes noch aus.¹⁶⁰

Ähnlich verhält es sich mit den Briefen, die massenhaft aus der Bevölkerung an Adolf Hitler geschickt wurden. Den drei bekannten Quelleneditionen¹⁶¹, die allerdings nur eine Auswahl größerer Bestände darstellen, steht eine geringe Zahl an Versuchen analytischer Auswertung gegenüber. Vor allem Geraldine Horan hat in einem Aufsatz deutlich gemacht, dass die an Hitler gerichteten Briefe die Fähigkeit der Schreibenden demonstrierten, Versatzstücke nationalsozialistischer Rhetorik strategisch zu nutzen, mithin innovativ zu adaptieren.¹⁶² Sie bemerkt dabei ein häufig anzutreffendes Nebeneinander von äußerst persönlichem, intimem Stil, zum Beispiel in Gedichten oder der Schilderung des Familienlebens, mit beiläufigem Einflechten ideologischer, zum Beispiel antisemitischer, Passagen.¹⁶³ Dass die Vermischung von offizieller Propagandasprache und persönlicher Gefühle mitunter höchst paradoxe Effekte zeitigen konnte, hat Alexander Geppert anhand der zahlreichen Liebesbekundungen gezeigt, die Frauen an Adolf Hitler sendeten.¹⁶⁴ Denn nur auf den ersten Blick belegen sie die Triftigkeit des Charisma-Konzepts. Auf den zweiten Blick machen sie viel eher deutlich, dass die Übertragung persönlich-romantischer Liebe auf den Diktator sprachlich schwierig umzusetzen war und dass die Schreiberinnen – sollten sie es mit ihren Liebesbekundungen zu weit treiben – ernsthafte Schwierigkeiten bekommen konnten, im äußersten Fall, indem die Gestapo auf sie aufmerksam gemacht wurde.

157 Vor allem *Gellately*, *Denunciation in Twentieth-Century Germany*, S. 199: »It does come as something of a surprise to see in these materials that relatively few people even bothered to make explicit references to the ›right kinds‹ of motives, such as hatred of a stigmatized enemy or commitment to an endorsed or privileged ›official‹ value, even when they were trying to take advantage of the situation for purposes of their own«.

158 Vgl. *Diewald-Kerkmann*, *Politische Denunziation im NS-Regime*, S. 129.

159 Vgl. *Christopher Wells*, *Sprachhistorische und soziolinguistische Überlegungen zu einer dubiosen Textsorte: Der Denunziantenbrief*, in: *Sociolinguistica* 13, 1999, S. 209–234, hier: S. 227.

160 Dies gilt auch für die Kategorie der Leserbriefe, die in den 1930er-Jahren zahlreich verschickt wurden und zum Teil ebenfalls denunziatorischer Natur waren. Vgl. die Sammlung von Leserbriefen an den »Stürmer« von *Fred Hahn* (Hrsg.), *Lieber Stürmer! Leserbriefe an das NS-Kampfbblatt 1924 bis 1945*, Stuttgart 1978. Die Grundlage dieser Edition bildet eine Sammlung, die online beim Leo-Baeck-Institut zugänglich ist.

161 *Henrik Eberle* (Hrsg.), *Briefe an Hitler. Ein Volk schreibt seinem Führer. Unbekannte Dokumente aus Moskauer Archiven – zum ersten Mal veröffentlicht*, Bergisch Gladbach 2007; *Theresa Ebeling/Max Heidrich/Kai Jakob* u. a. (Hrsg.), »Geliebter Führer«. Briefe der Deutschen an Adolf Hitler, Berlin 2011; *Helmut Ulshöfer* (Hrsg.), *Liebesbriefe an Adolf Hitler – Briefe in den Tod*, Frankfurt am Main 1994.

162 *Geraldine Horan*, »Lieber, guter Onkel Hitler«: A Linguistic Analysis of the Letter as a National Socialist Text-Type and a Re-evaluation of the »Sprache im/des Nationalsozialismus« Debate, in: *Peter Davies/Andrea Hammel* (Hrsg.), *New Literary and Linguistic Perspectives on the German Language, National Socialism, and the Shoa*, Rochester/New York 2014, S. 45–58, hier: S. 50.

163 Vgl. ebd., S. 51.

164 *Alexander C. T. Geppert*, *Dear Adolf! Locating Love in Nazi Germany*, in: *Luisa Passerini/Liliana Ellena/Alexander C. T. Geppert* (Hrsg.), *New Dangerous Liaisons. Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century*, New York/Oxford 2010, S. 158–177.

Hitler war allerdings bei Weitem nicht die einzige Instanz, an die Briefe aus der Bevölkerung adressiert wurden. John Connelly etwa hat die Kommunikation der lokalen Bevölkerung mit der NSDAP-Kreisleitung Eisenach untersucht, und hierbei speziell die Verwendung des Volksgemeinschaftsbegriffs. Indem die Bürgerinnen und Bürger Eisenachs in ihrer Kommunikation mit der Kreisleitung ihre Anliegen ›volksgemeinschaftlich‹ unterfütterten, sich selbst in-, andere Personen dabei exkludierten, stellten sie laut Connelly die rassistisch-segregierende und intern hierarchisierende Volksgemeinschaftsideologie kommunikativ-performativ her. Paradoxerweise führte die meist aus rein strategisch-egoistischen Motiven erfolgende Bezugnahme auf die ›Volksgemeinschaft‹ dazu, dass deren rassistisch-biologistische Kriterien das gesellschaftliche Leben in Eisenach tatsächlich bestimmten.¹⁶⁵

Die strategische, gleichwohl ›eigensinnige‹ und individualistisch gewendete Aneignung der Volksgemeinschaftsrhetorik in Schreiben der Bevölkerung hat zuletzt auch Moritz Föllmer unterstrichen. Wie er ausführt, beriefen sich »zahlreiche Deutsche auf das Leitbild der ›Volksgemeinschaft‹, um Forderungen an Partei oder Staat zu stellen«. Dabei sei vor allem bemerkenswert,

»dass sie eine Berücksichtigung ihrer jeweiligen Situation einklagten und damit die nationalsozialistischen Ideologeme individualistisch interpretierten. Immer wieder wurde wortreich argumentiert, dass sich die eigene Lage nicht nach bürokratischen Maßstäben beurteilen lasse. [...] Die zahlreichen persönlichen Schreiben an bekannte Protagonisten des Regimes unterstrichen dieses Streben nach individueller Anerkennung und Unterstützung, auf die man im ›wohlgeordneten Hitlerstaat‹ ein Recht zu haben glaubte.«¹⁶⁶

Dementsprechend wird innerhalb der ›Volksgemeinschafts‹-Forschung bereits seit Längerem gefordert, den Begriff »Volksgemeinschaft« als »semantisches Feld« zu begreifen, »auf dem um soziale Hierarchien und (Macht-)Beziehungen gekämpft wurde.«¹⁶⁷ Der Begriff habe eine »neue Handlungsmatrix« bereitgestellt, »mittels derer Wünsche, Erwartungen, Ansprüche neu verhandelt werden konnten«. Er habe einerseits Chancen für die Durchsetzung individueller Anliegen eröffnet, andererseits Ansprüche und Akteure ausgeschlossen.¹⁶⁸

Wie Stephan Merl betont, sollten solche Schreiben, selbst wenn es sich zum Teil um Beschwerde- oder Protestbriefe handelte, nicht vorschnell als Belege für den Widerstand der Bevölkerung gegen die Diktatur interpretiert werden. Stattdessen seien die Ventilfunktion der Briefe und damit zugleich ihre herrschaftsstabilisierende Rolle hervorzuheben.¹⁶⁹ Fehlt bisher eine systematische, vor allem sprachanalytisch interessierte, Untersuchung solcher Schreiben¹⁷⁰, so tauchen in der bisherigen Forschung doch immer wieder Hinweise auf briefliche Interaktionen zwischen Teilen der Bevölkerung und behördlichen und

165 John Connelly, *The Uses of the Volksgemeinschaft. Letters to the NSDAP Kreisleitung Eisenach, 1939–1940*, in: *The Journal of Modern History* 68, 1996, S. 899–930.

166 Moritz Föllmer, *Wie kollektivistisch war der Nationalsozialismus? Zur Geschichte der Individualität zwischen Weimarer Republik und Nachkriegszeit*, in: *Birthe Kundrus/Sybille Steinbacher* (Hrsg.), *Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Der Nationalsozialismus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2013, S. 30–52, hier: S. 39f.

167 Dietmar von Reeken/Malte Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis? Perspektiven und Potenziale neuer Forschungen vor Ort, in: *dies.*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 11–33, hier: S. 24.

168 Michael Wildt, ›Volksgemeinschaft‹ – eine Zwischenbilanz, in: *ebd.*, S. 355–369, hier: S. 366.

169 Vgl. Stephan Merl, *Politische Kommunikation in der Diktatur. Deutschland und die Sowjetunion im Vergleich*, Göttingen 2012, S. 95 und 99. Allerdings bezieht Merl seine Einschätzungen vorwiegend auf die Eingabekommunikation in der Sowjetunion und der DDR.

170 Vgl. *ebd.*, S. 86.

parteilichen Instanzen auf. Dies gilt etwa speziell für den Themenkomplex der Zwangssterilisation. Die meisten Studien, die hierzu erschienen sind, berichten von Einspruchspraktiken der Betroffenen oder deren Familien, wenn auch nicht immer unter dem Aspekt der sprachlichen Verfasstheit.¹⁷¹ Auch für die während des Nationalsozialismus auf öffentliche Fürsorge angewiesenen Personen lässt sich eine rege Interaktion mit NS-Behörden und Parteiinstanzen feststellen, wie Florian Wimmer gezeigt hat.¹⁷² Als sich während des Kriegs der Kreis derjenigen erweiterte, die – weil der Hauptnährer der Familie eingezogen oder im Krieg gefallen oder weil das Zuhause zerstört war – auf Fürsorgeleistungen angewiesen waren, intensivierten sich zudem die Beschwerden der meist weiblichen Hinterbliebenen. Sowohl Birthe Kundrus als auch Nicole Kramer haben darauf hingewiesen, dass diese ihre Versorgungsansprüche offensiv und unter Einsatz von ideologischem Vokabular – etwa den Verweis auf den ›Heldentod‹ des Mannes – an die zuständigen Behörden formulierten. Dabei grenzten sie sich von ›normalen‹ Fürsorgeempfängern ab und beanspruchten oftmals eine besondere Behandlung.¹⁷³

Doch nicht nur Personen, die – wenn auch prekär oder marginalisiert – nach nationalsozialistischen Vorstellungen zur ›Volksgemeinschaft‹ dazugehörten, richteten ihre Anliegen an Behörden oder Parteistellen. Auch Menschen, die aus der ›Volksgemeinschaft‹ ausgeschlossen, diskriminiert und verfolgt wurden, versuchten sich – sofern möglich – gegen bestimmte Maßnahmen oder Kategorisierungen zu wehren. Zehntausende jüdische Deutsche beziehungsweise Menschen, die durch die nationalsozialistischen Maßnahmen und Erlasse als ›jüdisch‹ oder als ›Mischling‹ eingeordnet wurden, richteten – meist vergeblich – Proteste oder Gesuche an das Reichssippenamt oder andere NS-Instanzen, um eine Verbesserung der eigenen Situation zu erreichen.¹⁷⁴ Insbesondere Thomas Pegelow Kaplan hat die sprachlichen Dimensionen dieser Vorgänge untersucht. Drei diskursive Strategien lassen sich seiner Analyse nach beobachten: Zum einen versuchten die Schreibenden die Widersprüche innerhalb der rassistischen Kategorisierungen zu nutzen, indem sie etwa darauf hinwiesen, dass ihr Aussehen nicht dem entsprach, was antisemitische Stereotypisierungen und ›Rasse-Wissenschaft‹ behaupteten. Zweitens bedienten sie sich patriotischer Rhetorik. Vor allem militärische Verdienste im Ersten Weltkrieg wurden hervorgehoben. Und schließlich verwendeten sie alternative Begriffe zur Selbstbezeichnung, zum Beispiel ›halb-arisch‹ statt ›halb-jüdisch‹.¹⁷⁵ Pegelow Kaplan zufolge lassen sich die Schreiben auf einem Kontinuum verorten, das von partieller Unterstützung von und Konformität mit nationalsozialistischen Diskursen bis hin zum Entwerfen von »Gegendiskursen«

171 Vgl. etwa *Gisela Bock*, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986; *Horst W. Heitzer*, Zwangssterilisation in Passau. Die Erbgendheitspolitik des Nationalsozialismus in Ostbayern (1933–1939), Köln/Weimar etc. 2005, S. 306–316; *Christoph Braß*, Zwangssterilisation und »Euthanasie« im Saarland 1935–1945, Paderborn/München etc. 2004, S. 156–169; *Sonja Endres*, Zwangssterilisation in Köln 1934–1945, Köln 2010, S. 190–194; *Johannes Vossen*, Gesundheitsämter im Nationalsozialismus. Rassenhygiene und offene Gesundheitsfürsorge in Westfalen 1900–1950, Essen 2001, S. 271–324; *Annemone Christians*, Amtsgewalt und Volksgesundheit. Das öffentliche Gesundheitswesen im nationalsozialistischen München, Göttingen 2013, S. 189–197.

172 *Florian Wimmer*, Die völkische Ordnung von Armut. Kommunale Sozialpolitik im nationalsozialistischen München, Göttingen 2014, S. 213–222.

173 Vgl. *Birthe Kundrus*, Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1995, S. 273–293; *Nicole Kramer*, Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung, Göttingen 2011, S. 229–245.

174 Vgl. hierzu mit zahlreichen Beispielen *Pegelow Kaplan*, *The Language of Nazi Genocide*, S. 86–93, 150–159 und 202–218; *Beate Meyer*, »Jüdische Mischlinge«. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg 1999, S. 103–108 und passim.

175 Vgl. *Pegelow Kaplan*, *The Language of Nazi Genocide*, S. 154–156 und 211–213.

reichte.¹⁷⁶ Auch wenn die Anträge, Gesuche und Bittschreiben jüdischer Deutscher meist negativ beschieden wurden (und zudem die Gefahr bargen, überhaupt erst in den Fokus des NS-Apparats zu geraten), stellten sie doch für einige Menschen eine Verbesserung ihrer prekären Existenz und manchmal eine Möglichkeit zu überleben dar.

Zusammengenommen sprechen diese verstreuten Befunde dafür, dass es zwar durchaus strikte Gegenentwürfe zum nationalsozialistischen Diskurs in Beschwerde- und Bittschreiben seitens der Bevölkerung gab, dass aber eine diskursive Grundstruktur zu verzeichnen ist, in der sich die ihr Anliegen Vortragenden sprachliche Versatzstücke nationalsozialistischer Diskurse aneigneten und in ihre individuelle Argumentation einbauten.¹⁷⁷ John Connelly hat dies als »Externalisierung« nationalsozialistischer Diskurse bezeichnet¹⁷⁸, Geraldine Horan als individuelle »performances« der Zugehörigkeit.¹⁷⁹ Diese Beobachtungen gilt es indes noch weitaus materialreicher sowie akteurs- und situationspezifisch zu fundieren.

Eine Quellengruppe, die in den letzten Jahren äußerst produktiv bearbeitet worden ist und die zur Beantwortung der Frage nach Ko-Konstitution, individuellen Aneignungen und/oder Zurückweisungen nationalsozialistischer Diskurse unverzichtbar ist, ist die Textsorte Tagebuch.¹⁸⁰ Dabei werden Tagebücher verschiedener Akteursgruppen in den Blick genommen, zum Beispiel prominenter nationalsozialistischer Politiker¹⁸¹, »ganz normaler« Deutscher (im Sinne des Nationalsozialismus)¹⁸², solche von Soldaten der Wehrmacht¹⁸³ oder auch von Ausgeschlossenen und Verfolgten.¹⁸⁴

176 Vgl. ebd., S. 10f. und 276.

177 Dieses Phänomen einer unvermeidlichen Anpassung an die sprachlichen Normen des ›Dritten Reichs‹ bei gleichzeitiger partieller Abweichung hat bereits Gerhard Bauer in seiner Studie konstatiert, vgl. *Bauer*, Sprache und Sprachlosigkeit im ›Dritten Reich‹, S. 256f.: »Wenn sie wollten, dass ihre Gesprächspartner sie überhaupt anhörten, blieb ihnen oft nichts anderes übrig, als faschistische Grundsätze anzuführen und direkt aus ihnen oder unter ihrer Berücksichtigung kleine Forderungen der Rücksicht, der Milderung oder der Toleranz abzuleiten«.

178 Vgl. *Connelly*, The Uses of the Volksgemeinschaft, S. 928.

179 Vgl. *Horan*, »Er zog sich die ›neue Sprache‹ des ›Dritten Reiches‹ über wie ein Kleidungsstück«, S. 57.

180 Vgl. als Überblick über die Forschungslage die Sammelbände von *Frank Bajohr/Sybille Steinbacher* (Hrsg.), »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«. Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Göttingen 2015, sowie *Steuwer/Graf*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Als eine der frühen, immer noch äußerst lesenswerten Ausnahmen: *Susanne zur Nieden*, Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945, Berlin 1993.

181 *Angela Hermann*, Der Weg in den Krieg 1938/1939. Quellenkritische Studien zu den Tagebüchern von Joseph Goebbels, München 2011; *Jürgen Matthäus*, »... da die Geschichte uns über die Schultern schaut.« Alfred Rosenbergs politisches Tagebuch, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 22–42.

182 Vor allem *Janosch Steuwer*, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939, Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 611 S., geb., 49,90 €.

183 *Benjamin Möckel*, Gemeinschaftsimaginationen. Der Zweite Weltkrieg in Tagebüchern jugendlicher Soldaten, in: *Steuwer/Graf*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen, S.124–142.

184 *Amos Goldberg*, Trauma in First Person. Diary Writing during the Holocaust, Bloomington 2017 (zuerst hebr. 2012); *Alexandra Garbarini*, Numbered Days. Diaries and the Holocaust, New Haven/London 2006; *Andrea Löw*, Tagebücher aus dem Ghetto Litzmannstadt: Autoren, Themen, Funktionen, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 142–163; *Susanne Heim*, »Beim Schreiben habe ich immer noch einen Funken Hoffnung.« Tagebücher und Briefe verfolgter Juden, in: ebd., S. 81–99, die vor allem aus Beispielen zitiert, die in die verschiedenen Bände über »Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945« eingegangen sind. Vgl. auch die Angaben weiter oben in der Passage zur Sprache in den Konzentrationslagern, speziell die Arbeit von Dominique Schröder.

Zwei Prämissen sind dabei erkenntnisleitend: Zum einen werden die schriftlichen Erzeugnisse in Tagebuchform weniger als authentischer, unverstellter Einblick in die ›wahre‹ Gefühlswelt von Individuen betrachtet denn als »Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung«. ¹⁸⁵ Im Prozess des Tagebuchschreibens konstituiert sich das Individuum selbst, allerdings keineswegs losgelöst von den sozialen Wissensbeständen und Diskursen, die es umgeben. Die Praktik des Tagebuchschreibens selbst hat also erheblichen »Einfluss auf die formulierten Selbstreflexionen und Weltdeutungen«. ¹⁸⁶ Zum anderen wird von vielen Autorinnen und Autoren betont, dass das Tagebuchschreiben während des Nationalsozialismus nicht primär – wie lange angenommen – als Rückzugsraum für die Äußerung privater Gedanken zu interpretieren ist, sondern sich hierhin vielmehr die Anforderung an die Individuen niederschlug, »to come to terms with National Socialism«. ¹⁸⁷ Besonders hervorgehoben wurde diese Anforderung für die ›Machtergreifung‹ und die Anfangszeit des Nationalsozialismus ¹⁸⁸, sie galt aber auch darüber hinaus. Das ›Zurechtkommen‹ erstreckte sich dabei über eine Skala, die in Schattierungen von vollkommener Zustimmung, partieller Abweichung und Kritikäußerung bis hin zu expliziter Zurückweisung reichte, teilweise in ein und demselben Tagebuch. ¹⁸⁹ In jedem Fall war dies jedoch ein *sprachlicher* Prozess, wie Peter Fritzsche unterstreicht:

»Insofar as the Nazis redescribed the world, and got the German people to go along some of the way, scholars need to take seriously National Socialist ideology and its concepts of community, nation, and race. It is important to know how Germans at the time struggled with and made sense of the new vocabulary.« ¹⁹⁰

Systematisch und methodisch anspruchsvoll umgesetzt hat dieses Anliegen Janosch Steuer in seiner 2017 publizierte Dissertation. Darin gelingt es ihm zu zeigen, auf welche Weise Tagebuchschreiberinnen und -schreiber während der 1930er-Jahre durch das Schreiben an ihrer Einstellung zur nationalsozialistischen ›Bewegung‹ arbeiteten, ohne notwendigerweise überzeugte Nationalsozialistinnen oder Nationalsozialisten sein zu müssen. Vielmehr »bezogen sie« die – keineswegs eindeutigen – »politische[n] Kategorien, Grundsätze oder Leitbilder, die staatliche, parteiliche, gesellschaftliche und private Erziehungsagenten des NS-Regimes vorgaben, auf das eigene Leben«. ¹⁹¹ Ob und in welchem Maße die Zeitgenossen das eigene Erleben mit ideologischen Deutungen verknüpften, hing laut Steuer vor allem vom Interesse der Schreibenden und der Anschlussfähigkeit der ideologischen

185 Janosch Steuer/Rüdiger Graf, Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts, in: *dies.*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen, S. 7–36, hier: S. 10.

186 Ebd., S. 31.

187 Peter Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge/London 2008, S. 9. Auch Janosch Steuer hebt diesen Aspekt hervor, vgl. Janosch Steuer, »Weltanschauung mit meinem Ich verbinden«. Tagebücher und das nationalsozialistische Erziehungsprojekt, in: *dies./Graf*, Selbstreflexionen und Weltdeutungen, S. 100–123; Steuer, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«, passim.

188 Vgl. Frank Bajohr/Beate Meyer/Joachim Szodrzyński (Hrsg.), *Bedrohung, Hoffnung, Skepsis. Vier Tagebücher des Jahres 1933*, Göttingen 2013; Michael Wildt, *Self-Reassurances in Troubles Times: German Diaries During the Upheavals of 1933*, in: *Lüdtke*, *Everyday Life in Mass Dictatorship*, S. 55–74; Janosch Steuer, »Ein neues Blatt im Buche der Geschichte«: Tagebücher und der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft 1933/34, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 42–60.

189 Vgl. etwa Beate Meyer, »Ich schlüpfte unbeachtet wie eine graue Motte mit durch.« Die Wandlungen der Luise Solmitz zwischen 1933 und 1945 im Spiegel ihrer Tagebücher, in: *Bajohr/Steinbacher*, »... Zeugnis ablegen bis zum letzten«, S. 61–80, sowie Steuer, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«, passim.

190 Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, S. 12.

191 Steuer, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«, S. 214.

Kategorien an das eigene, alltägliche Leben ab. So wurden beispielsweise die »verbreiteten Bilder des idealen Körpers und eines entsprechenden Körperempfindens« weitaus häufiger aufgegriffen als die »mit Nachdruck popularisierten Kategorien der Rassenkunde«. ¹⁹² Einmal mehr beweist die Studie von Steuwer, wie weiterführend es ist, nicht von *einer* »nationalsozialistischen Sprache« oder »Ideologie« auszugehen, die sich der Menschen bemächtigt habe, sondern die Ebene der sprachlichen Kollusion, des aktiven, individuellen Bemühens zu betonen:

»Die Vielzahl der ideologischen Forderungen und Leitbilder erforderte eine aktive Rolle der einzelnen Zeitgenossen: Sie mussten aus dem breiten Spektrum an Übersetzungen, die die nationalsozialistischen Weltanschauungen in Leitbilder alltäglicher Lebensführung überführten, einzelne auswählen, aufgreifen und auf sich beziehen.« ¹⁹³

Obleich Steuwers Studie zahlreiche wichtige Erkenntnisse zum und Einsichten in den Sprachgebrauch von Tagebuchschreibern bereithält, besteht auf der Ebene der sprachlichen Feinanalyse weiterhin großer Forschungsbedarf. So wäre etwa nach dem Vorkommen spezifischer Satzmuster, der Verwendung von Personalpronomen, auffälligen Adjektiven, Partikeln, bestimmten stilistischen Merkmalen et cetera in verschiedenen Tagebüchern zu fragen.

Dass sich auch die Ausgeschlossenen und Verfolgten mit der sprachlichen Anforderung konfrontiert sahen, den Nationalsozialismus und ihr eigenes (Über-)Leben darin zu deuten, wurde an verschiedenen Stellen unterstrichen. Ein Quellenkorpus, das bisher wenig beachtet wurde, hat Christian Meyer in seiner Dissertationsschrift aus dem Jahr 2015 intensiv hinsichtlich seiner sprachlichen Charakteristika untersucht, nämlich jene autobiografischen Berichte und Essays, die zahlreiche aus Deutschland emigrierte Personen im Rahmen eines Preisausschreibens der Harvard University im Jahre 1939 verfasst haben. ¹⁹⁴ Äußerst akribisch legt Meyer das Augenmerk auf die Sprache dieser Dokumente und fokussiert speziell die semantischen Konfigurationen des Privaten. Das Private, dessen Politisierung beziehungsweise Einengung im Nationalsozialismus oftmals sehr allgemein konstatiert wird, wird so »als Deutungsmuster und Sinnstiftungsinstrument in seiner Historizität ernst [genommen]«. ¹⁹⁵ Zentral ist außerdem die Frage, ob und inwiefern die Individuen in den Essays »einen öffentlichen Sprachgebrauch internalisierten, herausforderten oder mit neuen Bedeutungsnuancen versahen« ¹⁹⁶, so etwa »ob Autobiographinnen und Autobiographen streng zwischen »Juden« und »Deutschen« oder »Ariern« und »Nichtariern« differenzierten, wie sie sich selbst innerhalb dieser Opposition verorteten und mit welchen Attributen sie die jeweiligen Kollektivbegriffe aufluden«. ¹⁹⁷

Aus den vielfältigen Ergebnissen der Arbeit seien lediglich einige herausgegriffen: So teilten viele Autorinnen und Autoren die autobiografischen Berichte, aber auch die in den erzählten Zeitabschnitten verwendeten Semantiken, in eine Zeit vor und eine Zeit nach dem 30. Januar 1933 ein. ¹⁹⁸ Diese Zäsur wiederum »strukturierte beide Zeitabschnitte auf

192 Ebd., S. 307.

193 Ebd., S. 214.

194 *Christian Meyer*, *Semantiken des Privaten in autobiographischen Deutungen des Nationalsozialismus 1939/40*, Diss., Bielefeld 2015. Ich danke Christian Meyer herzlich für die Bereitstellung seiner Arbeit, die voraussichtlich 2019 erscheinen wird. Vgl. hierzu auch den kürzlich erschienen Beitrag von *Mary Fulbrook*, *Private Lives, Public Faces: On the Social Self in Nazi Germany*, in: *Elizabeth Harvey/Johannes Hürter/Maiken Umbach* u. a. (Hrsg.), *Private Life and Privacy in Nazi Germany*, Cambridge/New York etc. 2019, S. 55–80.

195 Ebd., S. 15.

196 Ebd., S. 33.

197 Ebd., S. 29.

198 Vgl. ebd., S. 108f.

der Grundlage der Dichotomie Politik/Privatleben«. ¹⁹⁹ Denn die NS-Zeit wurde vorrangig in Semantiken des »Eingriffs«, des »Durchdringens« oder des »Einbrechens« des Staats in das »Privatleben« thematisiert, in welches sich das Individuum zurückziehen versucht habe. ²⁰⁰ Das ständige Unterscheiden zwischen Privatem und Politischem wurde für Deutsche jüdischer Herkunft und andere Verfolgte zu einer (teils überlebenswichtigen) Fähigkeit kommunikativer Praxis. Ähnlich wie Pegelow Kaplan weist Meyer außerdem auf die Versuche der Autorinnen und Autoren hin, Gegennarrative gegen die nationalsozialistischen Topoi des »undeutschen Juden« zu entwerfen, beispielsweise indem auf die eigene deutsche Familiengeschichte rekurriert wurde. ²⁰¹ Trotzdem waren die Schreibenden in ihren Schilderungen beinahe schon gezwungen, auf nationalsozialistische Kategorien – speziell die Unterscheidung »arisch/nicht-arisch« – zurückzugreifen: »Gerade weil das soziale Umfeld nach dieser Unterscheidung handelte, war es den jüdischen Autoren und Autorinnen kaum möglich, ihr Leben seit der Machtübernahme zu beschreiben, ohne selbst diese Dichotomie zu verwenden – selbst wenn sie sie dezidiert ablehnten.« ²⁰² Die autobiografischen Dokumente des Preisausschreibens, die in unmittelbarer Nähe zu der erzählten Zeit entstanden sind, böten demnach »die Möglichkeit, die Reichweite und den individuellen Umgang mit der politischen Sprache eines totalitären Regimes zu untersuchen«. ²⁰³

Ein weiteres großes Korpus von autobiografischen Berichten, das noch während der NS-Zeit zusammengestellt wurde und Aufschluss über den zeitgenössischen Sprachgebrauch »gewöhnlicher« Menschen gibt, stellt das – nunmehr leicht zugängliche – Konvolut der Theodore-Abel-Collection dar. ²⁰⁴ Der amerikanische Soziologe hatte 1934 in Zusammenarbeit mit dem Propagandaministerium um die 600 Einsendungen von »einfachen« Nationalsozialistinnen und Nationalsozialisten erhalten, die in den Berichten ihren Werdegang und ihre Hinwendung zum Nationalsozialismus darlegen sollten. Nachdem bereits einige historische Arbeiten mit diesen Quellen gearbeitet haben ²⁰⁵, sind 2017 gleich zwei Untersuchungen erschienen, die versprechen, neue Erkenntnisse zu den Selbstzeugnissen aus der nationalsozialistischen »Bewegung« beizutragen. Katja Kosubek kommt das Verdienst zu, in ihrer Dissertation zum ersten Mal die von weiblichen Schreibenden verfassten Einsendungen editiert und einer eingehenden Analyse unterzogen zu

199 Ebd., S. 109.

200 Vgl. ebd., S. 122f.

201 Vgl. ebd., S. 168–172.

202 Ebd., S. 329.

203 Ebd., S. 330.

204 *Wieland Giebel* (Hrsg.), *Warum ich Nationalsozialist wurde. Biogramme früher Nationalsozialisten. Die einzigartige Sammlung des Theodore Abel*, Berlin 2018. Die gesamten Dokumente sind online einsehbar unter URL: <<https://www.hoover.org/news/newly-digitized-nazi-biograms-now-available>> [8.2.2019]. Eine ähnliche Sammlung stellt die Sammlung autobiografischer Berichte dar, die Adalbert Gimbel 1936/37 zu Propagandazwecken erhoben und 1941 auszugswise publiziert hat. Vgl. *Adalbert Gimbel* (Hrsg.), *So kämpften wir! Schilderungen aus der Kampfzeit der NSDAP im Gau Hessen-Nassau, Berlin 1941. Die Originaleinsendungen lagern im Bundesarchiv (NS 26/528–533). Zur Analyse*, vgl. *Christoph Schmidt*, *Analyse lebensgeschichtlicher Berichte früherer NSDAP-Mitglieder über die Kampfzeit 1919–1933, Diplomarbeit, Frankfurt am Main 1979; ders.*, *Zu den Motiven »alter Kämpfer« in der NSDAP*, in: *Detlev Peukert/Jürgen Reulecke* (Hrsg.), *Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus*, Wuppertal 1981, S. 21–44.

205 Vgl. besonders *Peter Merkl*, *Political Violence under the Swastika. 581 early Nazis*, Princeton 1975; *David Redles*, *Hitler's Millennial Reich. Apocalyptic Belief and the Search for Salvation*, New York/London 2005; *Rohkrämer*, *Die fatale Attraktion des Nationalsozialismus; Koonz*, *Mütter im Vaterland*.

haben.²⁰⁶ Durch die quellennahe Darstellung sowie den Abdruck der Essays und biografischen Daten der Verfasserinnen liefert sie aufschlussreiche Einsichten in das Material. In des wirft ihre Herangehensweise grundlegende methodische Probleme auf. Denn wie sie in einigen Passagen zum Aussagewert der Quellen vollkommen zutreffend konstatiert, spiegeln diese »die Perspektive der Mitlebenden des Sommers 1934«, das heißt des Schreibzeitpunkts, wider.²⁰⁷ Sie böten keinen unmittelbaren Einblick in »tatsächliche« Motive und Handlungsräume der Autorinnen²⁰⁸, sondern lassen sich vielmehr dahin gehend befragen, wie die Autorinnen sich selbst, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Sommer 1934 verorteten – und das zumal gegenüber einer »fremden« Instanz. Die Verfasserinnen taten dies in einem »Wechselspiel von kollektivem Stereotyp und individueller Ausprägung«.²⁰⁹ Speziell das grundlegende Narrativ einer politischen Erweckung, einer Kampf- und Leidenszeit und dann der »Machtübernahme« entsprach einem weitverbreiteten Schema der NS-Propaganda.²¹⁰ An vielen Stellen weist Kosubek auf Entsprechungen, stilistische Referenzen zu, und teils wörtliche Übernahmen aus, zeitgenössischen nationalsozialistischen Diskursen hin.²¹¹ Zu bedauern ist jedoch, dass die Bemerkungen zur Sprache der Essays an keiner Stelle systematisch gebündelt werden. Auch ihre zutreffende Vorsichtsanzeige gegenüber dem Aussagewert der Quellen spielt in der Auswertung keine Rolle mehr. Denn tatsächlich versucht sie sehr wohl, aus den autobiografischen Essays *vergangene* Motive, Gefühle und Handlungsspielräume zu rekonstruieren.²¹² Damit verschiebt sich allerdings das Erkenntnisinteresse tendenziell weg von der Frage, wie die Schreibenden sich selbst, ihre Motive, Gefühle, Handlungsspielräume zum Schreibzeitpunkt 1934 konstruiert haben.

Ganz ähnlich ist das Problem bei Sven Felix Kellerhoffs Darstellung der NSDAP gelagert.²¹³ Ihm geht es darum, anhand der – ihm zufolge – »ersten [...] inhaltlich umfassend[en]«²¹⁴ Auswertung der Essays zu ergründen, was Deutsche dazu brachte, »Nationalsozialisten zu werden und bis weit in den Krieg zu bleiben«.²¹⁵ Diese Fragestellung ist zweifellos wichtig. Sie behandelt aber die zugrunde liegenden Quellen – autobiografische Essays, die 1934 in Antwort auf eine konkrete Aufgabenstellung geschrieben wurden – als authentische Einblicke in das Innenleben der Akteure. Im gleichen Zug wird der Blick von dem

206 Katja Kosubek, »genauso konsequent sozialistisch wie national«. Alte Kämpferinnen der NSDAP vor 1933. Eine Quellenedition 36 autobiographischer Essays der Theodore-Abel-Collection (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Quellen, Bd. 4), Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 608 S., geb., 42,00 €.

207 Ebd., S. 69.

208 Ebd.

209 Ebd., S. 72.

210 Vgl. ebd., S. 71.

211 Vgl. etwa ebd., S. 79 (Anm. 102), 159, 160, 190, 210, 218 (Anm. 297), 220, 227 und 235. Wie ein Rezensent anschaulich verbildlichte, lagen »die Propagandaphrasen« in den Lebensläufen »herum [...] wie Geröll«, vgl. Christian Staas, Ihr Kampf. Frauen im Nationalsozialismus, in: Die ZEIT, 6.7.2017, URL: <<https://www.zeit.de/2017/28/frauen-nationalsozialismus-adolf-hitler>> [14.2.2019].

212 Vgl. auch Formulierungen bei Kosubek, »genauso konsequent sozialistisch wie national«, die geradezu im Gegensatz zu den quellenkritischen Einschätzungen auf S. 69ff. stehen: »Die Besonderheit und Bedeutung dieser Quellen liegt in ihrer Authentizität. [...] Unmittelbar und lebendig führen überzeugte Nationalsozialistinnen die Leserschaft in ihre Lebens- und Vorstellungswelt« (ebd., S. 10), oder die von ihr präferierte »Methode des Verstehens« (ebd., S. 13–16).

213 Sven Felix Kellerhoff, Die NSDAP. Eine Partei und ihre Mitglieder, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2017, 441 S., geb., 25,00 €.

214 Ebd., S. 12.

215 Ebd., S. 11.

›Wie‹, der sprachlich-narrativen Konstruktion abgelenkt. Während Kosubek die Essays allerdings sehr tiefgehend auf bestimmte Deutungsmuster hin untersucht und die Schreibenden durch längere Zitatpassagen zu Wort kommen lässt, flechtet Kellerhoff ihre Aussagen eher als illustrative Schnipsel zwischen anderen Quellen (Goebbels-Tagebücher, Hitlerreden et cetera) ein. Dies macht sein Buch zwar zu einer ansprechenden Lektüre. Dem analytischen Wert der Abel-Essays wird es hingegen nicht gerecht. Die Analyse ihrer sprachlichen Charakteristika, speziell im Vergleich mit anderen Quellensorten, birgt auch weiterhin noch erhebliches Erkenntnispotenzial, etwa was sprachliche Möglichkeiten des Sich-Einschreibens oder aber die emotionale Dimension der »fatalen Attraktion« (Thomas Rohkrämer) des Nationalsozialismus anbelangt.²¹⁶

Und auch andere, bisher erst wenig beachtete Textsorten bieten Ansatzpunkte, der Frage nach Ko-Konstitution, Diffusion, Aneignung, Modifizierung oder Zurückweisung nationalsozialistischer Diskurse in alltagssprachlicher Kommunikation nachzugehen. So lieben sich etwa Schulaufsätze²¹⁷ ebenso in die Analyse einbeziehen wie sonstige Formen von ›Gesinnungsaufsätzen‹, beispielsweise solche, wie sie auf ein Preisausschreiben der Braunschweiger Zeitung 1935 zum Thema »Was habe ich Adolf Hitler zu verdanken?« eingingen.²¹⁸ Während Feldpostbriefe, wie oben beschrieben, relativ gut erforscht sind, haben persönliche Briefwechsel aus der Vorkriegszeit demgegenüber bisher erst wenig Beachtung gefunden.²¹⁹ Eine weitere höchst interessante, wenn auch in größerer Anzahl wohl schwer auffindbare Quelle haben jüngst Klaus Latzel und Franka Maubach in Gestalt eines schriftlich niedergelegten, von ideologischen Versatzstücken durchzogenen Eheversprechens vorgestellt.²²⁰

Diese Auflistung ist keinesfalls vollständig, verdeutlicht jedoch abschließend, dass noch lange nicht alle Möglichkeiten der Quellenerhebung und -analyse einer Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus ausgeschöpft sind.

III. FAZIT

Das in den 1970er-Jahren aufgestellte Diktum des Sprachwissenschaftlers Peter von Polenz sollte aktualisiert werden: *Eine Sprache des Nationalsozialismus gab es nicht*. Ihre Konstruktion als Untersuchungsobjekt verdeckt mehr, als sie offenlegt und erklärt. Weder auf der Ebene offiziellen Propagandasprachgebrauchs noch in den um ein Vielfaches variableren alltäglichen Kommunikationssituationen lässt sich jene Einheitlichkeit und Eindeutigkeit finden, die der Begriff suggeriert. Erheblich mehr Erkenntnispotenzial verspricht es, von situativ und kontextuell divergierendem Sprachgebrauch unter den Diskursbedingungen des Nationalsozialismus auszugehen. Die »Kommunikationsgemeinschaft der Jahre 1933 bis 1945« bestand mithin »aus heterogenen Teil-Gemeinschaften und -Kollektiven [...] mit je unterschiedlichen Erfahrungs- und Wahrnehmungshorizonten und einem

216 Im Mannheimer Projekt zur »Sprachlichen Sozialgeschichte 1933 bis 1945« arbeitet Heidrun Kämper zu Sprache und Emotion, unter anderem unter Auswertung der Theodore-Abel-Collection.

217 Vgl. hierzu die Quellenedition von *Bernhard Sauer* (Hrsg.), »Nie wird das deutsche Volk seinen Führer im Stiche lassen«. Abituraufsätze im Dritten Reich, Berlin 2012.

218 Vgl. hierzu mit Abdruck einiger Zuschriften *Ebeling/Heidrich/Jakob*, »Geliebter Führer«, S. 79ff.

219 Vgl. hierzu exemplarisch *Simona Leonardi*, Privatbriefe und amtliche Korrespondenzen: Zeugnisse ausgegrenzter KünstlerInnen, in: *Kämper/Schuster*, Sprachliche Sozialgeschichte des Nationalsozialismus, S. 191–216.

220 *Klaus Latzel/Franka Maubach*, Hochzeit in Uniform. Eheversprechen und »Volksgemeinschaft«, in: *dies./Mailänder*, Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«, S. 213–227.

je spezifischen Selbstverständnis, mit dem sie sprachlich agier[t]en«. ²²¹ Bei der Erforschung dieser Kommunikationsgemeinschaft kommt den vielfältigen alltäglichen Formen des sprachlichen ›Mit-Spielens‹, das heißt der individuellen Aneignung und Ausdeutung, der Modifizierung wie auch des Widersprechens besondere Bedeutung zu. Wie Geraldine Horan betont hat, ermöglicht es dies, den nationalsozialistischen Diskurs als partizipatorischen zu begreifen, und zu zeigen, »that its use and effectiveness is best measured not only in terms of persuasiveness and manipulation, but rather in the population's willingness and ability to use it«. ²²² Die Partizipation konnte freiwillig oder erzwungen sein, und sicherlich war sie von großen Machtasymmetrien geprägt. Sie markiert nationalsozialistische Diskurse indes stets als »collective effort«. ²²³

Eine so verstandene Sprachgeschichte als Sprachgebrauchsgeschichte in spezifischen Kommunikationssituationen erscheint mithin äußerst anschlussfähig an die jüngere ›Volksgemeinschafts‹-Forschung, die verstärkt nach situationsspezifischen Facetten des alltäglichen Arrangements, des Mitmachens, des Ausschließens, des Aneignens und Abweichens an den Schnittstellen von Politik, Verwaltung, gesellschaftlichen Teilbereichen und individuellen Handlungen fragt. Denn diese Facetten gesellschaftlicher Praxis beinhalten eben zu einem großen Teil sprachliche Praktiken. Sprachgebrauchsorientierte Studien legen den Akzent genau auf diese sprachlich-kommunikative Hervorbringung, Aktualisierung und Verfasstheit der nationalsozialistischen Gesellschaft.

Wie der ausführliche Forschungsüberblick zeigt, sind gerade in jüngerer Zeit zahlreiche wichtige Arbeiten entstanden, die diese Phänomene untersuchen. ²²⁴ In den meisten Fällen bleiben sie allerdings begrenzt auf eine einzelne Quellenart, zum Beispiel Feldpostbriefe, Tagebücher oder andere. Studien, wie die Thomas Pegelow Kaplans ²²⁵, die übergreifend nach sprachlicher Ko-Konstitution suchen, sind noch Ausnahmen. Ebenso variiert je nach Zugang und methodisch-theoretischen Prämissen die Art und Weise, wie Sprache fokussiert wird, welche sprachlichen Merkmale (Begriffe, Deutungsmuster, Satzstrukturen, Sprachhandlungen, kleinere grammatische Einheiten) überhaupt in den Blick rücken.

Zukünftige Studien können demnach an eine reichhaltige Forschungstradition anschließen, müssen gleichzeitig aber neue Schwerpunkte setzen. Quellensortenübergreifend, vergleichend, kontrastierend wäre zum einen nach sprachlichen Prozessen der In- und Exklusion zu fragen. Diese zusammenzudenkenden Leitkategorien, die nun schon längere Zeit im Zentrum der NS-Forschung stehen ²²⁶, gilt es noch weitaus genauer auf ihre sprachlichen Dimensionen hin zu untersuchen, etwa im Hinblick auf verschiedene Selbst- und Fremdbilder, auf Verortungen des Individuums im Bezug zu Kollektiven, auf Aneignungen, Modifizierungen, Gegenentwürfe. Als weitere Leitkategorien bieten sich Zeit und

221 *Kämper*, Sprachliche Sozialgeschichte 1933 bis 1945, S. 11.

222 *Horan*, »Lieber, guter Onkel Hitler«, S. 56.

223 *Dies.*, »Er zog sich die ›neue Sprache‹ des ›Dritten Reiches‹ über wie ein Kleidungsstück«, S. 69. Vgl. im Anschluss an Horan auch *Sauer*, 1933–1945, S. 978.

224 Auch andere aktuell laufende beziehungsweise kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte widmen sich Teilbereichen dieser Fragestellung. So wurde in den letzten Jahren am Institut für Zeitgeschichte München das »Private im Nationalsozialismus« untersucht. Im Januar 2020 startet an gleicher Stelle ein Projekt zur Gerüchtekommunikation während des Nationalsozialismus unter Leitung von Caroline Metzger. Und an der WWU Münster werden »Verwaltungslogik und kommunikative Praxis im und nach dem Nationalsozialismus« anhand zentraler Behörden in den Blick genommen. Die Beiträge aus diesen Forschungen lassen neue Erkenntnisse auch zur Bedeutung sprachlicher Praktiken im Nationalsozialismus erwarten.

225 *Pegelow Kaplan*, The Language of Nazi Genocide.

226 Vgl. *Steuwer*, Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹?, S. 520f.; *Wildt*, »Volksgemeinschaft« – eine Zwischenbilanz, S. 362–367.

Raum an.²²⁷ Hierbei geht es vor allem darum, zu untersuchen, wie die Zeitgenossen Ereignisse, Prozesse, andere und letztlich sich selbst in verschiedenen Kommunikationssituationen zeitlich und räumlich verortet haben. Ob angesichts der hier aufgezeigten Heterogenität und Differenziertheit der Rede- und Sprachwelt des Nationalsozialismus noch eine zusammenhängende Darstellung zu leisten ist, werden künftige Entwürfe zeigen. Fest steht, dass die Erforschung der sprachlichen Verhältnisse im Nationalsozialismus noch immer eine spannende und erkenntnisfördernde Aufgabe darstellt.

227 Zu Zeit vgl. *Anselm Doering-Manteuffel*, Die Ordnung der Zeit im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, in: *Lucian Hölscher* (Hrsg.), Die Zukunft des 20. Jahrhunderts. Dimensionen einer historischen Zukunftsforschung, Frankfurt am Main/New York 2017, S. 101–120; *Christopher Clark*, Time of the Nazis. Past and Present in the Third Reich, in: *Alexander C. T. Geppert/Till Kössler* (Hrsg.), Obsession der Gegenwart. Zeit im 20. Jahrhundert, Göttingen 2015, S. 156–187; Themenheft »Fascist Temporalities« des *Journal of Modern European History* 13, 2015. Zu Raum vgl. *Ulrike Jureit*, Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 2012. Für einige der hier besprochenen Arbeiten stellen Zeit und/oder Raum ebenfalls Leitkategorien der Untersuchung dar, vgl. etwa *Meyer*, Semantiken des Privaten; *Schröder*, »Niemand ist fähig, das alles in Worten auszudrücken«; *Steuwer*, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«; *Latzel*, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?; *Humburg*, Das Gesicht des Krieges; *Bergerson*, Das Sich-Einschreiben in die NS-Zukunft; *Leonardi*, Privatbriefe und amtliche Korrespondenzen.